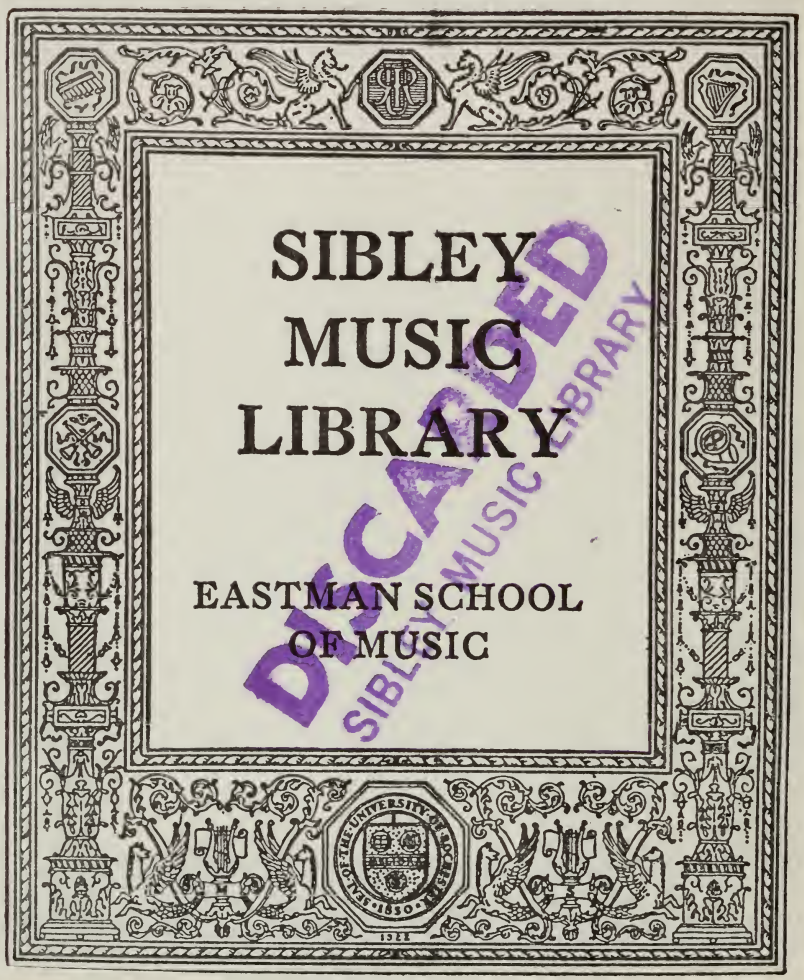
HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH



Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/wagneranekdotena00klos

Wagner-Anekdoten

Aus den besten Quellen geschöpft von

Erich Kloss

Schuster & Loeffler
Berlin-Leipzig

Wagner-Anekdoten

Alle Rechte vorbehalten

ML
410
.W19
K65

Wagner-Anekdoten

Kloss

Wagner-Anekdoten

Aus den besten Quellen
geschöpft von Erich Kloss

B 2075

Erstes bis drittes Tausend. Verlegt bei
Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig
1908

Albert Stahl
Musikalienhandlung
Berlin W., Potsdamerstr. 20

Inhalt

Einleitung .. .. Seite 5
Aus der Jugendzeit .. .. „ 11
Wanderjahre .. .. „ 33
Im Schweizer Exil
Wagners Humor im Verkehr mit seinen Freunden
München-Triebschen
Die Bayreuther Epoche .. .. „ 85
Wagner und seine Künstler

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

378449

Einleitung

Durch die nach und nach erfolgte Herausgabe der verschiedenen Briefsammlungen Richard Wagners nd einzelner Memoiren-Werke ist es uns ermöglicht, tzt einen noch tieferen Einblick als vordem zu tun in in innerstes Wesen, das neben seinem Grundzuge: em erhabensten künstlerischen Ernst einen so reich uellenden, alles durchleuchtenden Humor, eine so hell rahlende Heiterkeit aufweist.

Wer Wagner wirklich kennen lernen will, der muß n dort aufsuchen, wo er sich am ungezwungensten ibt, nämlich in seinen Briefen und im Verkehr mit inen Freunden und Künstlern: man wird finden, aß er selbst in den schmerzlichsten Situationen, wo jeder Beg aufwärts zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe, d. h. ur Verwirklichung seines künstlerischen Ideals verhlossen schien, sich noch ein Stück Heiterkeit bewahrt, odurch er selbst die Verzagtesten aufrichtete.

Sogar auf die tragischen Beziehungen zu Mathilde Besendonk fällt hier und da ein Strahl seiner Heiterit. „Aus allem Weh" — meint Wolfgang Golther n seiner feinfühligen Einführung in das Buch: Richard Bagner und Mathilde Wesendonk — „ringt sich auch n diesen ernsten Briefen doch immer wieder sein golder, sonniger Humor empor ..."

Die edle Freundin selbst sagt in ihren Erinnerungen ber diese heitere, anregende Seite in Wagners Wesen: Öde hat er nie gekannt. Anregung brachte er dahin,

wo er sie nicht fand. Trat er einmal ins Zimm
sichtlich ermüdet und abgespannt, so war es schön
sehen, wie nach kurzer Rast und Erquickung sein Ant
sich entwölkte und ein Leuchten über seine Züge gli
wenn er sich an den Flügel setzte."

Wie hoch der Meister selbst das Göttergeschenk d
heiligen Lachens einschätzte, ersehen wir aus de
seinem alten Freunde Uhlig freundschaftlich erteilt
Rate: „Lege Dich ganz und gar nur noch auf d
Humor; bilde Deine vortreffliche Fähigkeit dazu imm
noch mehr und bestimmter aus; schreibe kein ernst
Wort mehr und lache in einem fort: das ist die ei
zige Art, wie man sich das Leben erhalten und do
immer nützen kann."

Aber er warnt vor der Übertreibung und vor d
saloppen Art, ständig alles scherzhaft aufzufassen od
ins lächerliche zu ziehen; er sagt, nur von der Iron
könne der Mensch nicht leben, mit ihr aber kön
man sich einzig in allem, was man tue und treib
helfen. Und bei der Erörterung über das Them
der entsetzlichen „Rubriken" für Witze und Späße
den Zeitungen mit dem gewaltsamen Motto „Je
lache", spricht Wagner das treffende Wort: „E
guter Spaß, der mit unterläuft, ist etwas herrliche
und wichtiger als mancher Ernst."

Aus den nachfolgenden Blättern wird der Leser e
sehen, daß sich Wagner an diese Grundsätze gehalte
hat: sein Humor, der sich infolge der überaus zah

ichen Widerwärtigkeiten, die der Meister in seinem elbewegten Leben überwinden mußte, oft zu starkem arkasmus verdichtete, zeigt sich im Verkehr mit allen, e ihm irgendwie näher getreten sind.

Für jede Individualität hat er ein passendes Wort. Mit den alten Dresdner Freunden plaudert er in dem armlos-heiteren Tone alter sächsischer Gemütlichkeit; ie Männer, die ihm bei der Begründung der Bay-euther Festspiele geschäftlich helfend zur Seite stehen, heitert er durch fröhliche Ermunterung, und im Ver-hr mit seinen Künstlern sprudelt der Born seines umors am reichsten!

So sind gerade die Jahre des „werdenden Bay-euth" am hellsten durchleuchtet von der abgeklärten eiterkeit des Genies, das nach Schopenhauers tiefem nd treffenden Wort stets „gewissermaßen ein Kind t und bleibt; denn die Verwandtschaft beider zeigt ch in der Naivität und erhabenen Einfalt, welche er Grundzug des echten Genies ist." — Diese „er-abene Einfalt" aber ist identisch mit der „ruhigen nteressellosen Freude am Schönen und Guten", mit er „Ruhe des Gemüts in der Entsagung", die man als großen und einzig unteilbaren Genuß gewinnt us dem mühe- und sorgenvollen Leben, das so wenige nserer Wünsche erfüllte."*)

Solchem Boden entkeimten die Blüten des Wag-erschen Humors.

*) Vgl. „Familienbriefe" von Richard Wagner: Brief n seine Schwester Clara Wolfram bei Überweisung der Meistersinger" zu deren 40. Hochzeitstage.

Das eigentliche Wesen dieses Humors, wie er dem Genie Wagner verborgen liegt, soll und kann natürlich hier nicht untersucht werden; dies bleibe einer wissenschaftlichen bzw. psychologischen Abhandlung vorbehalten. Dies Buch ist für die weiteste Öffentlichkeit bestimmt; es soll ein anspruchsloser Wegweiser sein in das Land, das da heißt „Heiterkeit", in dem auch Wagner, der große Tragiker, so gern lustwandelte.

Es sind in den folgenden Blättern nur die hauptsächlichsten Äußerungen des Wagnerschen Humors zusammengestellt, wie sie von glaubwürdigen Zeitgenossen aufbewahrt und in die verschiedenen Biographien, Memoiren und Erinnerungsschriften übergegangen sind.

Nicht wahllos zusammen getragene und aneinandergereihte Geschichtchen, deren Ursprung unsicher scheint, werden hier geboten, sondern verbürgte Episoden und Charakterzüge von heiterer Art, die des Meisters Schriften und Briefen meist selbst entnommen sind. Bei der Zusammenstellung ist eine historische Grundlinie beobachtet, die nur manchmal durchbrochen wird, wo die Ökonomie eine gemeinsame Zusammenfassung von ähnlichem und einander ergänzendem erforderte. — Der Ausdruck „Anekdoten" ist im weitesten Sinne gefaßt.

Viel Unkontrollierbares wird noch täglich unter dem Schlagworte „Wagner-Anekdoten" veröffentlicht. Im folgenden ist der Hauptwert darauf gelegt, alles nicht gänzlich Authentische und gut Bezeugte auszuscheiden und nur solche Episoden zu bringen, die durch den

Meister selbst oder durch die Persönlichkeiten der Erzähler beglaubigt sind. Freilich kann auch der Gewissenhafteste nicht sicher sein, daß das sekundären Quellen Entstammende wirklich „echt" ist. Man muß sich mit dem Gefühl „innerlicher Echtheit" zufrieden geben. Vollständigkeit des Beglaubigten ist angestrebt; doch sind unwichtigere Kleinigkeiten komischen Charakters ausgelassen.

Die bei der Zusammenstellung dieses Buches maßgebenden Grundsätze, in denen sich Verlag und Verfasser aufs engste berühren, sind aber die gewesen, den Lesern einen durchaus aufklärenden Einblick zu gewähren in die Eigenart des Wagnerschen Humors, wie er sich kundgab in seinem Verkehr mit der Umwelt. Vielleicht trägt das Werkchen dazu bei, daß fortan das Publikum eine größere Vorsicht walten läßt bei der Lektüre so vieler leichtfertiger Erzählungen auf diesem Gebiete, die für den Kenner des echten Wesens Wagners von vornherein den Stempel des durchaus unwahren, schlecht erfundenen oder entstellten an sich tragen. Wagner, der Schöpfer des „Hans Sachs", der sich für sein Leben „den Geist einer ruhig lächelnden Resignation" gewonnen hat, soll uns während der Lektüre dieser harmlosen, meist durch sicheres Erinnern und edle Pietät der Erzähler beglaubigten Anekdoten entgegentreten, so daß der Leser zuletzt einstimmen kann in des Meisters eigene, bei lustigen Scherzen schalkhaft getane Äußerung: „Ja, so war Wagner!"

Berlin-Wilmersdorf.

Erich Kloss.

Aus der Jugendzeit

Schon aus der Kindheit des kleinen Richard sind uns viele komische Vorkommnisse berichtet. Die Erinnerung daran haftete fest im Gedächtnisse der älteren Geschwister, nach deren Erzählungen diese dann später aufgezeichnet sind.

Richard Wagner hatte nichts an sich von einem Wunderkinde, aber er besaß eine erstaunliche Beobachtungsschärfe und erregte Aufsehen unter seiner Umgebung durch die komischen Vergleiche, welche er anstellte und die weit über sein kindliches Alter hinausreichten.

Vielleicht hatte er den fröhlichen Sinn von seiner Mutter geerbt, der man „eine wohltuende Heiterkeit und einen unversieglichen, rasch über die Situation verfügenden Witz" nachrühmte. Ihr Enkel F. Avenarius schreibt über sie: „Sie war eine schöne, mit praktischem Blick und frischem Mutterwitz begabte Frau, deren natürliche Anlagen für den Mangel an Tiefe und Vielseitigkeit ihrer Bildung entschädigten. In ihren Briefen lebte sie mit der Orthographie auf gespanntem, mit Menschen- und Weltkenntnis auf desto vertrauterem Fuße." — Man denkt dabei an Goethes Mutter, „Frau Aja", auf welche diese Charakteristik ebenfalls sehr gut paßt.

Anregung in mannigfacher Form empfing der kleine Richard auch von seinem Stiefvater, dem hochbegabten, leider früh verstorbenen Maler und Schauspieler Ludwig Geyer, dem Verfasser mehrerer Lustspiele, darunter des vortrefflichen „Bethlehemitischen Kindermord". Dieser übte seine launige Satire an vielen

öffentlichen Kunstvorgängen der damaligen Zeit. So karrikierte er den reklamelüsternen Rossini, den Komponisten der „Diebischen Elster", des „Tancred" usw. mit folgenden Versen:

„Rossini! ruft die Welt — Rossini, nie, nie, nie
Kommt wieder ein Genie: di tanti palpiti
Hat ihn berühmt gemacht, muß ihn unsterblich machen.
Rossini ringt, auch wenn der Erde Pfosten krachen,
Die Elster in der Hand, kühn mit dem Weltensturz —
Und was den Lärm betrifft, da kommt er nicht zu kurz."

Die erste Anekdote vom kleinen vier- oder fünfjährigen Richard ist — die Koteletten-Anekdote! Sie ist uns von seiner jüngeren Schwester Cäcilie aufbewahrt, die sie aber aus den Erzählungen der älteren Geschwister wußte. Der Knabe sah der Mutter gern beim Kochen und Braten zu. Einmal brät diese Koteletten und wird dabei abgerufen. Als sie zurückkehrt, will der Kleine weinend aus der Küche schlüpfen, indem er sich krampfhaft an den Körper faßt. Die Untersuchung ergibt als die Ursache der Schmerzen, im Hosentäschchen verborgen, ein heißes Kotelett! Wo aber sind die anderen geblieben? — Der Tiegel ist leer! — Es bedarf erst einiger mütterlicher Drohungen, um das Geständnis hervorzulocken, daß er in ihrer Abwesenheit sämtliche Koteletts angebissen habe. Da er diese jedoch nicht so eilig habe verzehren können, so habe er eins nach dem andern unter den Herd geworfen! —

Ein andres Mal läuft er dafür um so eifriger, durch die Stadt bis zum Markte, einem Hunde nach, der einen Braten gestohlen hatte. Bei dieser Exkursion

hielt der Knabe durch einen Pferdehuf einen Stoß
r die Bruſt, vor deſſen Folgen die Angehörigen lange
orge hegten.

Als aus dem kleinen Schüler der große Meiſter ge-
orden war, hat dieſer ſich ſtets tatkräftigſt betätigt
f dem Felde des Tierſchutzes und der Tierpflege.
ns von Wolzogen erzählt, daß Wagner eine „Ge-
ichte ſeiner Hunde" hat ſchreiben wollen. Der ſchon
nannte Avenarius berichtet manche eigenartig tragi-
miſchen Vorkommniſſe aus früheſter Jugendzeit auf
eſem Gebiete. Der kleine Wagner kannte alle Hunde
eit und breit und ging förmlich auf Entdeckung nach
nden aus, mit denen er Freundſchaft ſchloß. So
tte er es mit ſeiner Schweſter Cäcilie oft ganz ſicher
sſpioniert, wenn es galt, irgendwo einen neuge-
rnen Hund vom Ertränkungstode zu retten. Einſt
rte er in einem Teiche etwas wimmern: mit ſeiner
chweſter Hilfe zog er ein neugebornes Hündchen her-
s. In die Wohnung ein ſolches mitzubringen, war
n auf Grund gemachter Erfahrungen verboten, aber
rben laſſen konnte er das arme Würmchen doch nicht.
o nahm es die Schweſter heimlich zu ſich ins Bett.
och bewies das Weſen mangelndes Verſtändnis der
tuation; es jammerte und wurde ſo entdeckt.
Der Knabe ſetzte aber ſchließlich von der Mutter die
laubnis durch, ſich einen Hund zu halten. Das
me Tier fiel jedoch, als die Kinder einſt ausgegangen
ren, zum Fenſter hinaus. Es wurde lange, lange
weint.

Ein überaus drolliges Bild davon, wie sich in de originellen Knabenkopfe die kleine Welt malte, gi die Kaninchengeschichte. Schon seit ein paar Tage glaubte die Mutter Wagners zu bemerken, daß i Kämmerlein ihres Jüngsten die Mäuse zu sehr quiekte — es quiekte doch aber wieder anders, als Mäus was war es nur? Und als Herr Magister Human am nächsten Tage zum Unterricht eintrat, erklärte e es rieche so übel, daß ers nicht aushalte. Der Ve dacht wird auf Richards Arbeitsbureau gelenkt, di große Fallklappe öffnet sich vor dem Mittelfach, un daraus hervor schaut — eine Kaninchenfamilie. „A Gott, sie wären ja sonst verkommen!" klagt Richard; – er hatte sie gefunden und so retten wollen. Was fehlt ihnen auch? Für Futter sorgte Cäcilie, und ein Luft loch hatte ihr Bruder hinten in den Schrank geschnitte

Der hier genannte „Magister Humann" hatte al Hauslehrer, der dem kleinen Richard u. a. den Corne lius Nepos explizierte, oft seine liebe Not mit den abenteuerlustigen, stets zu tollen Streichen aufgelegte Geschwistern. So bei der „Geschichte vom große Kürbis", deren Hintergrund das liebliche Loschwi bei Dresden bildet. Hier hatte die Familie Sommer aufenthalt genommen. Die Mutter und die ältere Geschwister hatten viel in der Stadt zu tun; alsdan waren die Kinder, d. h. Richard und seine Schwester meist der Sorge der Wirts- bzw. Bauersfrau oder eine Frau Dr. Schneider in Blasewitz und dem Magiste Humann überlassen. Eines Tages war auch diese

ch Dresden gefahren. Da geschah es, daß Richard
nen mächtigen Kürbis aufgetrieben hatte, in dem
nun Augen, Nase und Mund ausschnitt: er war
r schauerlich anzusehen. „Nun komm, Eile, damit
chen wir die Leute fürchten." — Eile war dabei;
sie aber die Entdeckung gemacht hatte, daß ihre
irtsleute Frau Geyers schön geblümte Porzellan-
sen in Abwesenheit der Mama ohne Erlaubnis aus
m Schrank genommen und sie für ihre eigenen Ge-
lschaften benutzt hatten, empörte sich in ihr das Be-
ußtsein der künftigen Hausfrau, und sie wollte, wenn
beide ausgingen, das unbewachte Wohnzimmer
nigstens wohlverwahrt wissen. „Da ziehen wir
n die Klinke der Stubentür und den Schlüssel ab!"
Und nun gings hinaus, zuerst ins Dorf, die Leute
chten zu machen, dann, als dies nicht recht glücken
llte, hinauf in die Berge. Schlüssel und Klinke
ten sie in den Kürbis — hei, wie das klapperte!
Und nun rollten sie ihn in den Ziegengrund hinunter
s war eine Lust, dem Kürbis nachzukollern, mit
n wieder hinaufzuklettern, und so fort. Erst als es
nkel ward, gingen sie nach Haus. Aber wie nun in
Wohnstube und ihre dahinterliegende Schlafkam-
r gelangen? Der dumme Kürbis hatte beides,
hlüssel und Klinke, aus dem Maule verloren! Das
r noch ein Glück, daß die Mutter heute nicht heraus-
nmen konnte; die Wirtsleute mußten sich wenigstens
t Schelten begnügen. „Nun schlaft nur hier draußen
der Ofenbank", — sagten sie, als sie damit fertig
ren. Und als der Tränen genug geflossen waren,

zogen sich Richard und Cile traurigen Antlitzes aus, schluchzten noch ein wenig, klagten, froren und schliefen ein. Nacht wars, als Humann aus der Stadt erschien, er sollte, da die Mutter verhindert war, nach den Kindern sehen. Ernst und schweigend stand er da, als unparteiischer Richter Anklage und Verteidigung der aus dem Schlafe Gestörten zu vernehmen. Allmählich aber dämmerte es auch in seinem Hirn, daß nun auch er auf der Ofenbank werde schlafen müssen; siehe, da erwachte sein Zorn und begann im Donnerschwall seiner Worte auf den „verworfenen Jungen" herabzubrausen. Aber da kam er schlecht an. „Herr, was unterstehen Sie sich, — und das geht Sie überhaupt gar nichts an — und das habe überhaupt ich getan — und überhaupt — und —." Cile sprachs, die, stolz wie Minerva, mit eingestemmten Armen zwischen ihren Bruder und den Magister trat. — Diese Szene hat Wagners späterer Freund, der Maler E. Kietz, der Nachwelt aufbewahrt. — Die Versöhnung wurde gestiftet durch die schlaue Bemerkung eines Unbeteiligten, daß man ja am Ende ganz gut von außen mit einer Leiter ins offene Fenster hineinsteigen könne. Da nahmen Richard und Cile ihre Kleider auf den Arm, husch! waren sie oben, und gesetzt, wie sich's ziemt, kam der Magister hinterher.

„Hätten wir damals den Schlüssel nicht in den Kürbis gelegt, wäre alles besser gegangen. Meinst Du nicht auch?" — sagt Wagner noch dreißig Jahren später in einem wehmütigen Brief an Cäcilie aus seiner Flüchtlingszeit.

Noch eine weitere hübsche Geschichte, nach Wagners
sdruck: „Die Loschwitzer Strandpartie und
eine Stiefeln", ist uns aus dieser Zeit aufbe-
hrt. C. Fr. Glasenapp berichtet darüber nach F. Ave-
rius' Schrift: Richard Wagner als Kind: „Die
hiffe auf der Elbe regten die Phantasie der Ge-
wister nicht wenig an; Richard betätigte sich sogar,
ich dem kunstreichen Wieland der Sage, als der
umeister eines solchen, mit dem sie auf nichts ge-
gerem, als auf dem Loschwitzer Bach lustfahren
llten. Hier in der Landwohnung der Familie, mit-
in der freien Natur, entsteht bei den Kindern,
onders aber der Schwester, die unbezwingliche Vor-
be für das Barfußlaufen. Eine im Besitz der Ave-
riusschen Familie erhaltene Zeichnung des genann-
Malers E. Kietz zeigt uns den Knaben, wie er
ne jüngere Schwester durch brüderliche Teilung
ner Fußbekleidung vor der Unbill des Wetters
ützt. Schwester Eile ist eines Nachmittags im Eifer
geduldiger Erwartung mit dem Bruder zum Lan-
ngsplatze des Schiffes gelaufen, welches die rück-
rende Mutter von Dresden her aufs Land heraus-
ngt. Es regnet aber und ist bitter kalt geworden,
d während beide Kinder allein und wartend auf
em umgestürzten Baumstamm sitzen und das Schiff
mer noch nicht ankommen will, fängt Eile mit ihren
kten Füßen zu frieren an. „Na wart", sagt
chard, „da ziehst du eben einen von meinen Stie-
n an, und die beiden andern Füße setzen wir
feinander."

So stellt das alte Bildchen die Geschwister dar; nach Glasenapps Ausdruck: ein frühestes beredtes Symbol der Bereitschaft Wagners, was er besaß, mit dem Bedürftigen zu teilen, wie er es den altarischen Heroen nachrühmt, daß bei ihnen nicht der Besitz den Mann sondern der Mann den Besitz geadelt habe: „weshalb ein übermäßiger Besitz bei ihnen für schmachvoll galt und von dem schnell verteilt wurde, dem er etwa zugefallen war".

In diesem Sinne erklärt sich auch die tiefe Dankbarkeit, welche Wagner empfand, wenn ihm ein Wunsch erfüllt worden war. Von dem „neuen Anzug", mit welchem den Neunjährigen einst — 1822 — die Mutter zu Weihnachten überraschte, erzählte er noch nach fünfunddreißig Jahren.

Diese früh auftretenden Züge von edler Herzensgüte versöhnten auch die Angehörigen schnell mit allen übermütigen Streichen des Knaben, der einst bei einem Konditor Schillers Gedichte gegen Windbeutel umtauschte, der, ehe er noch sieben Jahre alt war, seine Mutter dadurch erschreckte, daß er rittlings auf dem gewundenen Treppengeländer herunter rutschte und ähnliche Allotria trieb.

Im Klettern, wie in allen akrobatischen Bewegungen war dem Knaben schon damals eine große Geschicklichkeit zu eigen. Da er dabei immer seiner Sache sicher war, so gewöhnten sich die Seinigen bald daran und verloren jede Spur von Angst; ja die Geschwister forderten ihn selbst zuweilen auf, besuchenden Freun-

n seine Gewandtheit in Purzelbäumen, Auf-dem-Kopf-
tehen und andern gymnastischen Übungen zu zeigen.
Diese eigentümliche körperliche Fertigkeit behielt
ichard Wagner bis ins Alter. Mehrfach wird von
aubwürdigen Zeugen berichtet, daß er sich oft vor
reude über einen unerwarteten willkommenen Be-
ch, über ein beglückendes Ereignis oder aus Übermut
d froher Laune auf den Kopf gestellt habe. So z. B.
n Emil Heckel, der erzählt, wie er bei einer Klavier-
obe im Hotel „Zur Sonne" in Bayreuth 1875, also
Jahre alt, noch dieses Kunststück fertig gebracht!
nliches erzählt der Ballettmeister Richard Fricke.
Als er 1871, nach langer Trennung, seinen alten
eund, den Dresdner Arzt Dr. Anton Pusinelli und
ssen Familie wiedersah, war er in fröhlichster Stim-
ung. Die Familie berichtet darüber in den „Bay-
uther Blättern": „Mit jugendlicher Behendigkeit
tterte er auf den schräg gewachsenen Stamm eines
felbaumes, der seinen Händen, sowie seiner weißen
este echtesten Dresdner Nuß aufdrückte." Einer
chter des Hauses schrieb er ins Gedenkbuch für den
Mai, seinen Geburtstag:

„Ja, ja, es war im Mai,
Da war ich auch dabei.
Man zog mich bei den Ohren,
Drum bin ich musikalisch geboren."

Es war wohl das Gefühl, in diesem Hause in erster
nie als Mensch und Freund geliebt zu sein und
n erst als großer Mann verehrt zu werden, was
gner so wohltat.

Diese körperliche Geschmeidigkeit, ja Behendigk
ohne gleichen, verbunden mit geistiger Lebhaftigk
verleiteten den Knaben nicht selten zu allerlei ve
wegenen Unternehmungen; aber ein unerschrocken
Selbstvertrauen und eine ruhige Besonne
heit im Moment der Gefahr ließen ihn doch i
entscheidenden Augenblick das Gewagteste gelinge
Ein schlagendes Beispiel dafür bietet, wie Glasena
erzählt, die durch seines älteren Bruders Albert E
innerung festgehaltene und durch Wagners eigene B
stätigung beglaubigte Geschichte von seiner Esk
pade auf das Giebeldach der Kreuzschule: d
angeführten Eigenschaften treten darin vereinigt z
tage.

Eines schönen Tages, als alle Schüler zu ihrer Arbe
in den Klassen versammelt waren, wurde plötzlich e
Feiertag erklärt. Das seltene Ereignis verursachte d
größte Aufregung; in tumultuarischem Durcheinand
strömte die Menge der sich drängenden Knaben auf d
Straße; Ausrufe wurden laut, Mützen wurden in d
Luft geworfen. Richard fing eines anderen Schüle
Mütze auf, und mit einer ungewöhnlichen Krafta
strengung warf er sie, zum größten Jubel aller, m
einem Schwunge bis aufs Dach des Schulhauses. N
einer jubelte nicht mit: der unglückliche Besitzer d
Mütze brach in bittre Tränen aus. Wagner konn
niemals jemand weinen sehen, und mit blitzschne
gefaßtem Entschluß, wie er ihm in allen Epoche
seines Lebens zu eigen war, entschied er sich sogleic
die Mütze wieder zu holen. Er eilte ins Gebäud

urück die Stiegen zum Bodenraum hinauf, und zur Dachluke hinaus kletterte er aufs Dach. Die Jungen ubelten unten, doch hielten sie den Atem an, als der ollkühne Richard den steilen Abhang auf allen Vieren erunterglitt. Das Jubelgeschrei verstummte und verandelte sich in ein gespanntes Entsetzen; einige liefen n ihrer Angst eiligst zum „Custos" der Schule. Dieser am mit einer Leiter, und während er diese die engen Treppen zur Bodenkammer hinaufschleppte, drängten ich die Knaben in eifrigem Getümmel hinterher. Inwischen war der verwegene Kletterer mit seiner gevonnenen Beute wohlbehalten zur Dachöffnung zuückgekehrt und eben noch zur rechten Zeit durch die Luke in den finsteren Dachraum geschlüpft, um das rregte Durcheinander der Stimmen auf der Bodenreppe sich nähern zu hören. Behende drückte er sich n einen Winkel der Dachkammer, hinter einen Bretterverschlag, und kam erst aus seinem Versteck hervor, ls eben der gefürchtete Custos die Leiter anlegte, m aufs Dach hinauszublicken. Halb aus Angst, alb aus Spaß tat er, als wisse er von nichts und ragte in unbefangenem Tone: „Was wird denn da esucht? vielleicht ein Vogel?" „Ja, ein Galgenvogel!" war die bissige Antwort des bissigen Custos, er doch innerlich froh war, den Wagehals mit heiler Haut vor sich zu sehen. Als nach langen Jahren er Vorfall dem Meister nach seines Bruders Albert Erinnerungen wieder erzählt wurde, erkannte er jeden Teil der Erzählung als richtig an; er fügte ihr aber noch einen Zug hinzu, von dem allerdings außer ihm

niemand wissen konnte. Er erinnere sich, sagte e
daß ihn auf dem Dache der Schwindel ergriffen ur
er sich für verloren gehalten habe; da habe ihm d
Beklemmung der Angst die Worte: „Mein liebes Mütte
chen!" ausgepreßt. Und diese Worte hätten ihm, w
die Anrufung eines höheren Schutzes, Mut eingeflöß
und ihm geholfen, die bergende Luke wieder zu e
reichen.

Wie wir sehen, dachte er in äußerster Bedrängni
an seine Mutter: Die Liebe zu ihr ging ihm übe
alles. So behielt er für sein ganzes Leben einen aus
geprägten Familiensinn. Mit seiner Stiefschweste
Cäcilie verband den Knaben ein besonders innige
Geschwister- und Freundschaftsverhältnis. Das „nied
liche, dunkelhaarige Mädchen" verehrte den Brude
abgöttisch und hielt alle seine mannigfaltigen Einfäll
für Ausgeburten der Weisheit. Cäcilie selbst erzählt
später, alle Kinder seien ihren Eltern zu ähnlich ge
wesen, als daß sie nicht eingesehen hätten, daß de
Ernst des Lebens bei seinem täglichen Genuss
eine gute Dosis Humor als Würze recht wohl ver
tragen könne. Wo aber Differenzen zwischen der
einzelnen auftauchten, da webte sie der Geist des vor
trefflichen Vaters Ludwig Geyer immer wieder zu
Harmonie.

Mit Cäcilie war der junge Richard immer zusammen,
wenn er, ob auch nur nach seiner Ansicht, „Zeit hat"
mit ihr brütete er seine Pläne aus; mit ihr lief er im
Freien umher (letzteres freilich in seinem jugendlichen

nnesstolz nicht ohne das Gefühl der Herablassung);
ihr hauste er daheim im gleichen engen Stübchen.

Als Beschluß dieser Anekdoten aus der frühesten
dheit Richard Wagners mögen noch folgende Ge-
chten (nach den Erinnerungen Cäciliens erzählt von
Avenarius) hier Platz finden.

Im Tage wartete das eine der beiden Kinder vorn
Fenster, bis das andere aus der Schule kam;
hts hatten sie beide voneinander zu leiden, denn
de schliefen als stets aufgeregte Kinder sehr un-
ig. Vor dem Alleinsein im Dunkeln hatten sie
rhaupt einen heiligen Respekt: Richard sah in
n Winkeln Gespenster und Eile schrie die Stimmen
u. Besonders an der hohen dunklen Treppe zur
hnung hinauf fand der Knabe durchaus kein Ge-
en: kam er erst abends nach Hause, so suchte er
z allen Verbotes durch Klingeln ein Mädchen her-
er zu locken. „Ach Gott, ich habe ja nur so daran
pielt, und da hat das dumme Ding geklingelt" sagte
wenn er wieder deshalb ausgescholten wurde. Sonst
lich klingelte das dumme Ding nur, wenn man
mit aller Wucht an sein verrostetes Eisen
g. Einmal hatten sich die zwei verspätet und
ßten noch im Dunkeln von Blasewitz zur Stadt
ern. Hu — da ging's an den Kirchhöfen vorbei!
ter Rat war teuer, aber, als ein Wagen vorbei-
r, doch zu haben. Sie riefen ihn an: Geld hätten
nicht; aber sie seien ja auch nicht schwer. Der Mann
e ein Einsehen und nun war Richard stolz: Siehst

du, Eile, siehst du, da ist nun der Kirchhof mit d
Geistern, aber — ätsch! nun können sie uns ni
kriegen!"

Von ihres Bruders plötzlichem Aufschreien währe
des Schlafes, von seinem Sprechen, Lachen und W
nen während der Nacht wußte die Schwester gen
zu erzählen; sie selbst aber machte es nicht bess
Einmal lief sie atemlos zur Mutter: in ihrem B
läg' eine „große Maskje". Das freute nun wieder d
Bruder nicht wenig. Er kroch, wenn er sie erschreck
wollte, unters Bett und rief mit selten fehlende
Erfolg in hohlen, grausigen Tönen: „Eile, Eile,
deinem Bett liegt eine große Maskje!"*) Aus solch
Neckereien ging keine Feindschaft hervor: einmal,
sie drohte, überraschte Richard seine Schwester n
einer Haube, die er selbst für ihre Puppe genä
und so war's wieder gut. „Böse sein konnte ich ih
nie", sagt Cäcilie in der Rückerinnerung an die seli
Kinderzeit, „denn entweder hatt' er den Mund so vol
Kinderwitze, daß ich mitlachte, oder die Augen so vol
Tränen, daß ich mit weinte". Andererseits war
mit diesen Tränen — zwar sehr, sehr oft, aber do
nicht immer — ganz heiliger Ernst; zog es ihn z.
ins Theater, wo er hinter den Kulissen zusehen durf
und gingen seine Ansichten darüber, ob dieses o
die Schularbeiten wichtiger seien, mit denen der Mut

*) Die „große Maskje" ist später zum geflügelten Wo
geworden. In zwei Briefen droht der längst erwachse
Meister seiner Schwester scherzhaft damit: „Eile, Eile!
Deinem Bett liegt eine große Maskje."

ıseinander, so setzte er sich wohl mit aufgestemmten
rmen hin, zählte die Zeit nach: „Ach Gott, jetzt
nun das dran, — jetzt das, — jetzt das," und schluchzte
bei, als wollte die Brust ihm springen, während
doch der Eile verstohlen zulächelte. Er erreichte
er damit meist, was er wollte: „Mach, daß du fort-
mmst," hieß es alsdann, und — husch, fort war er.

In Kunstdingen offenbarte der junge Richard früh
nen sicheren Geschmack; auch ein instinktives Gefühl
r Verehrung für die Schöpfer großer Werke war
m eigen. Nichts gefiel ihm so sehr, als Webers
Freischütz". Die damals ganz neue Melodie des
Jungfernkranzes" spielte der Siebenjährige seinem
tiefvater in dessen letzten Tagen vor und hörte den
ranken im Nebenzimmer zur Mutter sagen: „Sollte
vielleicht Talent zur Musik haben?"

Als er dann später den Komponisten des „Freischütz"
n Hause seiner Mutter kennen lernte, betrachtete er
n mit heiliger Scheu und sagte zu seiner Schwester
äcilie: „Du, der da ist der größte Mann, der lebt!
u, wie groß der ist, das kannst du gar nicht begreifen!"
nd wenn er Weber an der Spitze des Orchesters
h, so rief es laut in seinem Innern: „Nicht Kaiser
nd nicht König, aber so dastehen und so dirigieren!"

Das Schicksal erfüllte den Wunsch des Knaben.
Nach 21 Jahren stand Richard Wagner an Webers
telle. Aber die Illusion war verraucht: Der Posten
ls „Hoftheaterkapellmeister" mit seinen vielen Unzu-
äglichkeiten und Opfern, die im Dienste des Tages

und der Mode gebracht werden mußten, behagte de
nur nach Betätigung im Dienste reinster und edelst
Kunst Strebenden nicht. Dazu kam die politische Ur
wälzung von 1849. Richard Wagner mußte a
„Wanderer" alsbald die Welt durchziehen; in Züri
fand der politische Flüchtling und Verbannte ein Asy
Erst im Anfang der 60 er Jahre erschloß sich ihm wied
das deutsche Vaterland.

Aber vor die Dresdner Kapellmeisterzeit fallen sch
lange Wanderjahre des jungen Künstlers: Würzbur
Magdeburg, Königsberg, Riga, Paris bezeichnen d
Etappen auf dem dornenvollen Wege. Der Humo
der Kindheit hatte dem Ernst des Lebens weiche
müssen. Dennoch sind uns auch aus diesen Jah
zehnten mancherlei heitere Vorkommnisse bewahr
ebenso wie dann später aus der Dresdner Zeit.

Der Dramatiker in dem jungen Wagner wir
lebendig. Vor allem ist es das „erste Trauerspiel
des Vierzehnjährigen, das uns interessiert. Wagne
meinte davon in seiner späteren Erinnerung, es s
ungefähr aus „Hamlet" und „Lear" zusammengeset
gewesen. „Der Plan" — so äußerte er in Selbs
verspottung — „war äußerst großartig; 42 Mensche
starben im Verlaufe des Stücks, und ich sah mich be
der Aufführung genötigt, die meisten als Geister wie
derkommen zu lassen, weil mir sonst in den letzte
Akten die Personen ausgegangen wären." — Nac
der neuen Wagner-Biographie von Max Koch sin
allerdings nur 24 Personen im Personenverzeichni

ses Monstredramas, das außer aus „Lear" und amlet" noch aus „Romeo und Julia", „Julius ar", „Koriolan", „Macbeth" usw. zusammengesetzt r und dessen Titel, wie jüngst erst festgestellt ist, eubald" lautete. Dieser Leubald wird nach seinem e von einem Überlebenden mit den Versen von hst unfreiwilliger Komik charakterisiert:

„Ein Mann, der geliebt und gehaßt,
Im Morde gerast.
Doch machte ihn Reue verrückt,
Qual hat ihm Wahnsinn geschickt."

versteht sich, wie Glasenapp meint, daß über dieses Wagner selbst später nur mit Heiterkeit beur- te Erstlingsprodukt seiner tragischen Inspiration un- den Geschwistern sich gar manche Anekdote über- ert hat. Da soll an einer dämonischen Stelle ein ender auf einen Geist zugeschritten sein, dessen pfe Grabesstimme ihm aber ein „Zurück" geboten e: „Rühre mich nicht an; denn meine Nase zer- t zu Staub, sowie man sie anfaßt!" — Einer uchenden Freundin soll der Jüngling auf die Frage, weit er mit seinem Trauerspiele sei, geantwortet en: „Nun, bis auf einen habe ich sie alle tot!" — ch ist diese Anekdote nicht voll beglaubigt. —

s der Leipziger Zeit stammt auch eine Anekdote, Albert Heintz auf Grund von Mitteilungen einer endfreundin Cäciliens erzählte. Es heißt da: „Zur t der Verlobung ihrer Tochter Luise mit dem Ver- buchhändler Fr. Brockhaus verkehrte die Mutter

Wagners viel mit meiner Mama ... Ihre Cäcilie pri
Mutter Geyer als große Stütze in der Wirtschaf
sorge, die der tägliche Besuch des reichen Bräutigar
mit sich brachte. Da geschah es auch, daß dem eif
studierenden Richard in Abwesenheit der Magd d
Zumutung gestellt wurde, Bier zu holen! Mit Er
rüstung wies er dergleichen — als Gymnasiast — v
sich. Endlich siegte sein gesunder Sinn; er kehr
zurück, mit frohem Lachen, die Hände in beiden Tasche
Damals hatten die Flaschen von Ton noch Henk
und da er mit dem Federmesser sich Einschnitte
seine Taschen gemacht, so konnte er deren mehre
verborgen tragen. Ich bewunderte diesen praktisch
Kunstgriff außerordentlich, wie von einem, der si
im Leben zu helfen wissen wird."

Auch die ersten musikalischen Inspirationen d
jungen Wagner, die bezeichnenderweise mit den dic
terischen vielfach verbunden sind, weisen komisch
phantastische Züge auf. Hierzu hatte wohl d
Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns Schriften vi
beigetragen. Der Umgang mit dem phantastische
Autor rief nach seinen eigenen Worten den „tollste
Mystizismus" in seinem Kopfe hervor. In halbwache
Träumen hatte er Visionen: Grundton, Terz ur
Quinte erschienen ihm leibhaft und offenbarten ih
ihre wichtige Bedeutung; was er in diesem Sinne au
schrieb, „starrte von Unsinn".

egen alle „offiziellen Verpflichtungen" scheint Rich.
ner schon von früh ab eine unüberwindliche Ab-
ung gehabt zu haben. Der Verkehr mit Behörden
en ihm, wie alles bureaukratische und mechanische,
etwas komisch. Dagegen erhebt er, wie später
gt werden wird, oft seine spitze Satire. In Leipzig
r — zum Entsetzen der voll immatrikulierten Bur-
der „Saxonia" — drei Monate umhergelaufen
ohne seine Matrikel zu lösen. Und als er sie endlich
e, hatte er sich — als „Student der Musik" in-
eren lassen! Das war damals eine unerhörte
rikel, ja eigentlich gehörte dies „Studium" wohl
einer „Fakultät" an. Der Senior der „Saxonia",
elcher Verbindung der Student Wagner damals
Zeit und nicht ohne burschikosen, aber über-
en Übermut verkehrt haben soll, sei ob dieser
ität des Fuchses, der ihm noch dazu von selbst
ollis" angeboten habe, in schallende Heiterkeit
ebrochen.

953149

Wanderjahre

Im Schweizer Exil
Wagners Humor im Verkehr mit seinen Freunden
München-Triebschen

s dem Anfang der sogenannten Wanderjahre, da der junge Künstler sich zum ersten Male als Kapellmeister betätigt, ist nicht viel Anekdotisches bekannt. Ernst Wagner aber die Ausübung der Kunst schon Anfang an nahm, ersieht man aus einem längeren e an Robert Schumann, in dem er in humoristischer Weise das Magdeburger Publikum mit seinen en-Konzerten" karikiert. „Ich versichere Sie", es da, „daß in diesen Konzerten manchmal tüchtig iert wird; daß dies aber die Magdeburger nicht al bemerken, das ist der Fluch, der auf jeden er gebannten Geigenstrich, Gesangston u. dgl. leudert zu sein scheint." — Den guten Magdern war nämlich das unmittelbar dem Konzert nde Logen-Essen das wichtigste, so daß während musikalischen Vorträge stets schon eine störende uhe herrschte. „Man hört", fährt Wagner fort, hrend des Adagios der Symphonie überdies nebenTeller klappern ... Das Konzert ist zu Ende — bricht auf ... da öffnet man eine verdächtige Tür, äterische Düfte quellen hervor, — die Verschworerotten sich zusammen, — man strömt in den iesaal" ... Das war also die Krönung des zerts!

Mit einem tragikomischen Ereignis endete die Dirigentätigkeit Wagners in Magdeburg. Vor dem inn der zweiten Aufführung seiner Erstlingsoper s Liebesverbot" kam es infolge einer Eifersuchtse hinter der Bühne zu einer allgemeinen Rauf des Personals; — ein charakteristisches Beispiel

für die Zustände bei den Theatergesellschaften
Zeit.

Von Königsberg unternahm Wagner einst
einem Freunde eine Fahrt nach dem Kurischen
beim Übernachten im engen Gasthofzimmer stört
dieser durch sein geräuschvolles Schnarchen. Als
dagegen hat er dem Meister anempfohlen, er
laut pfeifen. Wagner tut dies, aber der Fr
schnarcht weiter; nur Wagners Hund bezieht das Pf
auf sich, kommt ans Bett seines Herrn und fäng
ihn zu lecken; je mehr er pfeift, desto mehr verdop
der Hund seine Zärtlichkeiten.

Hans von Wolzogen, dem wir die Aufzeichn
dieser Hundeanekdote verdanken, berichtet, wie
Meister diese und andere Geschichten noch in sei
letzten Jahren mit herrlichster Laune erzählte.

So auch die Episode aus der Sächsischen Schw
wo ein Hund Wagners seinem kühn kletternden He
auf die steilen Felsen der Bastei nachfolgen wol
Wagner befürchtete einen Absturz für das Tier
warf ihm von der Höhe herab sein Taschentuch
Bewachung zu. Aber das schlaue Geschöpf weiß n
kurzem Besinnen den schweren Konflikt seiner Tre
— dem Herrn nachzufolgen und das anvertraute
zu bewachen — dadurch zu lösen, daß es das Tuch
Fuße des Felsen verscharrt und dann eiligst dem He
auf die Felsspitze nachklettert.

s der Rigaer Kapellmeisterzeit des jungen Wag- nichts wesentlich Anekdotisches zu berichten. Über- ist indes ebenfalls eine Hundegeschichte, in er „Robber", ein prächtiger Neufundländer, da- beinahe Wagners einziger „Besitz", eine Rolle . Dieser Hund war der ständige Begleiter des n Dirigenten. Bei einer Orchesterprobe im arzhäuptersaale hatte er sich majestätisch neben Dirigentenpult gelagert und verharrte in ruhiger ung, indem er jedoch den in seiner Nähe postier- Kontrabassisten fest im Auge behielt. Daß dieser edem Strich seinen Bogen gegen ihn führte, te er für eine Art auf ihn persönlich gemünzter ke betrachten. Endlich erfolgt ein besonders hef- Strich, Robber schnappt zu, — ein Schrei: „Herr llmeister, der Hund!" — Dieser Neufundländer eitete Wagner und seine erste Gattin Minna auf gefahrvollen und stürmischen Seereise nach Paris; aber ward das kostbare Tier seiner Herrschaft hlen.

us der Pariser Zeit erzählt der Maler und Kunst- ftsteller Friedrich Pecht von einer lustigen Syl- erfeier, an welcher Wagner im Kreise deutscher unde teilnahm. Hier ist die heitere Seite in Wagners en überaus treffend charakterisiert: „Sein Humor : von einer durch seinen sächsischen Dialekt noch lliger gemachten, liebenswürdigen Unerschöpflich- , die bei aller Neckerei doch nie die Linie über- itt, welche die Gegenwart von Frauen einzuhalten

gebietet. Ja, er wurde mit seiner genialen Frei
des Sinnes so begeistert und gehoben, daß er bei d
zwölften Stundenschlag auf einen Stuhl sprang u
von da herab eine mindestens 30 Minuten dauer
genialeWeissagung improvisierte, in welcher
unser aller dürftige Vergangenheit und Gegenw
mit der glänzenden Zukunft verglich, die unser wa
wobei er weder sich noch uns schonte, sondern je
sein Teil erhielt. Das sprudelte ihm aber so geistre
und witzig, so ohne alles Stocken und Besinnen v
den Lippen, daß ich seither nie mehr so vollendet
Versen improvisieren gehört habe."

In jener Zeit schrieb Wagner, der Not gehorcher
Feuilletons für die Zeitschrift „Europa" von Aug
Lewald und für Theodor Hells „Dresdner Aben
zeitung". Hier haben wir Beispiele dafür, wie glänze
sich sein Humor offenbarte, trotzdem er gerade in diese
Lebensabschnitt viel Weh und Pein zu erleiden hat
Seinem scharfen Blick entging nicht die Hohlheit d
Pariserischen Wesens und des Schachergeistes, der d
mals dort Kunst und Literatur beherrschte, und d
in dem allmächtigen Eugen Scribe seinen Haup
repräsentanten hatte. Richard Sternfeld hat in zw
Bändchen „Aus Richard Wagners Pariser Zei
diese Epoche beleuchtet. Am humorvollsten ist wo
Wagners glänzendes Feuilleton „Pariser Amüs
ments" mit der meisterhaft sarkastischen Charakter
sierung Scribes, die als eine Probe dieses seines Humo
hier stehen möge: „Ihr erblickt ihn (Scribe) in einer

ßt behaglichen seidenen Schlafrocke bei einer Tasse
kolade. Er bedarf allerdings dieser kleinen Er-
ung, denn soeben stand er vom Arbeitstische auf,
er bereits seit zwei Stunden seinen Hippogryphen
h verwegene Ritte in jenes romantische Wunder-
, wie es auch aus des großen Dichters Werken
egenlacht, heftig strapaziert hat. Glaubt ihr aber,
er bei der Schokolade eben wirklich ausruhe? Seht
doch um und ihr gewahrt in allen Ecken des
anten Zimmers, auf allen Stühlen, Sesseln und
ans Pariser Schriftsteller und Komponisten. Mit
m dieser Herren ist er soeben in einem wichtigen
chäfte, welches bei anderen Leuten nicht die ge-
gste Unterbrechung vertragen würde; mit jedem
ihnen brütet er soeben den Plan zu einem Drama,
er Oper, einem Lustspiele oder einem Vaudeville
; mit jedem erfindet er soeben eine nagelneue In-
e, mit diesem knüpft er einen unauflöslichen Kno-
, mit jenem ist er im Begriff, die künstlichste Kon-
ion zu entwirren; mit dem einen berechnet er eben
Effekt der haarsträubendsten Situation einer neuen
er, mit dem andern ist er seit einer Sekunde über
e Doppelheirat einig geworden. Dabei ist er zu-
ich damit beschäftigt, eine Unzahl von reizend stili-
rten Billetten an diese und jene Klienten zu schrei-
n, diesen und jenen mündlich abzufertigen und fünf-
ndert Francs für einen jungen Hund zu bezahlen.
ährend dem allen sammelt er aber auch noch Stoffe
r seine nächsten Stücke, studiert mit einem flüchtigen
ächeln die Charaktere der eben angemeldeten und

abgefertigten Fremden, ordnet sie in einen Rah
und macht in fünfzehn Minuten ein Stück, von
noch niemand etwas weiß."

Der kurzen Pariser Epoche (1839/42) folgte
längere Dresdner Zeit, die bis zum Anfang
Jahres 1849 dauerte. In Dresden fand ja —
20. Oktober 1842 — mit lebhaftestem Erfolge die E
aufführung des „Rienzi" statt; in Dresden bekleid
ja Wagner auch von 1843 bis zu Anfang des Jah
1849 das Amt eines Hofkapellmeisters.

Die ersten Jahre in Elbflorenz zeigen ein verhältn
mäßig glückliches Aussehen. Jene Zeit spiegelt s
lebendig wider in den „Erinnerungen von Gust
Adolf Kietz". Dieser tüchtige Bildhauer stand d
junger Mann der Familie Wagner sehr nahe; er w
dort öfters Tischgast und erzählt zwei Anekdoten, b
denen es sich wieder um Tiere handelt. Zunäch
um den Papagei „Papo"! Zu diesem sagte Fra
Minna, wenn die Suppe aufgetragen war: „Papche
rufe den Herrn!" Darauf schrie der Papagei: „Richar
Freiheit! Santo spirito cavaliere," — dieses das be
kannte Zitat aus dem damals im Entstehen begriffene
„Rienzi". Daß Papchen „Freiheit" rief, braucht wo
nicht erklärt zu werden, wenn man daran denkt, da
diese Vorkommnisse in die 40er Jahre des voriger
Jahrhunderts fallen. Kietz erzählt weiter: „Währen
des Essens verstand Papo so täuschend den Ton eine
quietschenden Tür nachzuahmen, daß ich, die Tür im
Rücken, stets zu Wagners größtem Gaudium mich an-

ten ließ und mich umdrehte, um nach dem Ein-
nden zu sehen."

er Hund „Peps", von dem später noch die Rede
wird, spielt hier ebenfalls eine Rolle, wenn auch
licherweise nur eine stumme. — Kietz begleitete
gner nach Tisch oft zur katholischen Kirche, wo
r die Vesper zu dirigieren hatte. Peps lief stets
Während dann Wagner in der Kirche dirigierte,
o der Hund ruhig wartend bei Kietz an der ge-
eten Kirchtür stehen, wo dieser so die ganze Messe
ören konnte. Einmal war Peps seinem Herrn
gelaufen, während dieser allein zur Vesper ge-
gen war — und plötzlich oben bei Pauken- und
mpetenschall im Kirchenchor erschienen. „Zum
ck hat er sich ganz still verhalten;" erzählte Wagner
ter, „hätte er gebellt, so hätte es mich meine Stelle
Dirigent in der Kirche gekostet; es waren sehr
nliche Momente für mich".

Für gewisse künstlerische Verhältnisse jener Zeit ist
e Anekdote bezeichnend, mit deren Erzählung Kietz
n ersten Dresdner Abschnitt seines Briefes beschließt.
r Intendant von Lüttichau hat für ein Konzert
ter Reißigers Direktion die Aufführung der Sin-
ie eines talentlosen Musikers befürwortet. Diese
te allgemeines Mißfallen erregt. Als Kietz zu
gner sagte: „Wie konnte auch Lüttichau seine Er-
ubnis dazu geben?" antwortete dieser: „Was den-
n Sie, lieber Kietz? Wenn dem eine Symphonie von
ndschi von ihm angenehmer Seite empfohlen wird,
läßt er sie aufführen, er versteht ja nichts davon."

(Kindschi war ein damals populärer Zuckerbäcker u
Cafetier.)

Direkte authentische Überlieferungen aus die
Dresdener Zeit besitzen wir außer Kietzschen B
richten verhältnismäßig wenige; aber die Erinneru
an manches heitere Vorkommnis spiegelt sich wi
in den vielen Briefen an Wagners gute Freun
Uhlig, Fischer und Heine. In diesen Brief
herrscht ein überaus vertrauter, echt sächsisch-gemü
licher, heimatlicher Ton.

Interessant ist aus jenen Tagen der anekdotisc
Bericht eines Mannes, der später als einer der k
tischen Antipoden der Wagnerschen Kunst sich ein
herostratischen Ruf erwerben sollte, des jungen Edua
Hanslick. Dieser nicht ganz zuverlässige Gewährsman
erzählt, Robert Schumann habe auf seine Frage, „
er mit Wagner verkehre", geantwortet: „Nein, f
mich ist Wagner unmöglich; er ist gewiß ein gei
reicher Mensch, aber er redet in einem fort. Ma
kann doch nicht immer reden." — Wagner aber hat
sich über Schumann geäußert: „Wir stehen äußerli
gut miteinander; aber mit Schumann kann man nic
verkehren: er ist ein unmöglicher Mensch: er rede
gar nichts."

Wie Wagner die „Hofuniform", d. h. die Un
form eines königlich sächsischen Kapellmeisters bewe
tete, die er bei feierlichen Gelegenheiten tragen mußt
und die er selbst sich „für schweres Geld" hatte an

affen müssen, das vernehmen wir aus der Wieder-
e eines humoristischen Vorkommnisses durch Frau
za Wille. Diese Dame erzählt, bei einem Abend-
en in Zürich 1853 sei Wagner einen Augenblick ver-
wunden, beim Nachtisch aber in der Uniform eines
niglich-sächsischen Hofkapellmeisters zurückgekehrt in
was gekrümmter Stellung, die Hände reibend, das
n sarkastische, nicht boshafte Lächeln um den Mund,
grüßte er uns alle mit liebenswürdigstem Humor,
d besonders seiner Frau galten die neckischen Be-
rkungen.

„Ja, ja, Minna," — sagte er — es war wohl hübsch,
d ich gefiel dir damals! Nur schade, du arme
rau, daß mir die Uniform so eng geworden!"

Frau Wille schließt die Erzählung dieser Anekdote
it dem das Rechte treffenden Satz: „Die Uniform,
enn sie auch von dem edlen Karl Maria von Weber
it Zufriedenheit getragen worden war — für Richard
agner war sie wirklich zu eng gewesen; sein hoch-
ebender Geist ließ ihn nicht ruhen!"

Durch die meisten der von Zürich nach Dresden
richteten, zahlreichen Briefe an die alten Freunde
hlingt sich das Gedenken an humorvolle Stunden,
ie man dort im gemütlichen Familien- und Freundes-
eise verlebt hatte. Wagners Lust an harmlosen
eckereien zeigt sich zumeist in den Anreden und der
nterschrift. Er unterbricht die Monotonie des „lieber
freund" durch immer neue Variationen wie: „Schau-
vielmusikvorgeigender Mensch", „Lieber alter Sünder"

„O Du schlechter Kammermusikus", „O Du aller vortrefflichster Mensch, Mann, Bruder, Freund, Chor direktor und Notenabschreiber", „Herrgottstausend sakramenter", „O Du böser Mensch (homo malus)" „O Du Mensch (homo terribilis)", „Gutes Heine männel", „Lieber alter Spielkamerad", „Liebens würdigster Mensch (homo amabilissimus)", „Rätsel haft-schweigsamer Freund und Bruder in Christo" „Guter Peschke" usw. Manche Briefe sind unter zeichnet „Dein Dich liebender ami", „Dein seere gude R. W.".

Von einer aus Zürich nach Paris unternommenen Reise schreibt er einmal an Uhlig, sich und das fran zösische Wesen kurz charakterisierend: „Zu meine Freude wird jetzt über meinem Haupte Klavier ge spielt — jedoch keine Melodie, sondern nur Akkom pagnement, was für mich den Reiz hat, mich in Melodie-Erfinden zu üben. — Adieu! Bon jour! Com ment vous portez-vous? — Agréez l'assurance de la plus haute considération, avec la quelle j'ai l'honneu d'être.

Votre tout-devoué serviteur etc. etc.

Dieser Brief ist unterzeichnet „Richard Vanier", wi die Franzosen seinen Namen aussprachen.

Ein anderes Schreiben schließt mit der komischer Mahnung, die uns allen aus unsrer Kinderzeit ge läufig ist: „Lebe wohl und gaukele nicht mit den Licht, damit Du Dein Bette nicht anzündest."

In einem Briefe spricht Wagner das vielsagende Wort: „Daß Deine Paten- und Taufschaft glücklich

Ende ist, freut mich herzlich. Luxuriöser Mensch! habe nie etwas für eine Kindtaufe ausgegeben." — as ist bittrer Sarkasmus; denn tief beklagte es der eister, daß er von seiner ersten Frau keine Kinder tte.

Ebenfalls aus diesen Tagen stammt eine Äußerung agners über die Art, Witze zu genießen. — Im ahre 1848 war bekanntlich vom Verlagsbuchhändler . Hofmann in Berlin der „Kladderadatsch" begründet orden. Viele Blätter imitierten diesen Namen und nnten ihre Witz-Ecken danach, wo sie wahllos te und schlechte Witze aneinander reihten. Auch die Neue Zeitschrift für Musik" hatte eine solche Witzke eingerichtet unter dem Namen „Musikalischer ladderadatsch", wo offenbar viel Geschmackloses erhien. Dagegen protestierte Wagner: „Nichts ist entzlicher als eine ‚Rubrik' für Späße; ein guter Spaß, er mit unterläuft, ist etwas Herrliches und wichtiger ls mancher Ernst! Aber ein wöchentliches Witzregister, essen Überschrift im voraus dem Leser zuruft: ‚Jetzt che', schließt mir von vornherein die Lachmuskeln st zusammen: und — so geht es jedem Menschen on einigem Geschmack. Dieser ‚musikalische Kladdeadatsch' ist ein Fehler, ... schon die Form ist trivial, eil ohne Originalität, der Inhalt ist meist forciert nd nutzlos ..."

Auf besorgniserregende Nachrichten über den schlechen Gesundheitszustand des Freundes Uhlig, der bald

darauf starb, antwortet Wagner sogleich in einem sta komisch gefärbten Schreiben, in dem er den viel z gutmütigen und pflichtgetreuen Freund beschwört, si sofort pensionieren zu lassen: „Gib mir um alles i der Welt dieses niederträchtige Pflichtgefühl auf: s unanständig, — das nur kann Dich retten." E befürchtet, daß der arme Freund „sich zu schande diene" und so chronisch dahinsinke. Hier finden wi das komische Wort „Luleierei", das etwa dem Sin von „Schererei" entspricht: Uhlig solle es sich mi seinem ganzen Dienstwesen bequem machen (— heut zutage würde man also sagen: passive Resistenz — und „es durch Luleierei dahin bringen, daß ma auf seine Pensionierung dränge."

Und nun folgen gute Ratschläge über eine natur gemäße Behandlung, Empfehlung der Wasserkuren un eine etwas stark subjektiv gefärbte Verurteilung de Milchgenusses, der als „Unsinn" bezeichnet wird. „Milc ist die Nahrung der Säuglinge, und zwar warm vo der Mutterbrust getrunken: jeder erwachsene Säug ling (!) nährt sich dann aber von den entwickelte und vermittelnden Substanzen. Kalte Milch trink gar kein Tier, und auch kein Naturmensch: Die Sennen in den Alpen essen Käse oder ein aus Milch bereitetes gegohrenes Getränk. Das richtige für uns ist: Genießt alles, aber in einem zuträglichen Maße, welches auch Selbstbeobachtung und Erfahrung lehrt." — Den „guten Magen" hielt er mit Schopenhauer für „ein physiologisches Erfordernis des Genies". —

a hier gerade vom Kapitel „Nahrung" gehandelt
, so mag erwähnt sein, daß Wagner nicht eben
einem sonderlich guten Magen gesegnet war. An
, der über einen vortrefflichen Magen verfügte,
ibt er seufzend: „Schafft Euch, Ihr unglücklichen
nschen, einen guten Magen an, und plötzlich steht
Leben in einer ganz andern Gestalt vor Euch,
Ihr aus der Unterleibsplage heraus ersehen könnt."
ne gute Laune hob sich sofort, wenn sein „unterer
nsch" durch Nachhilfen wie Karlsbader Wasser in
iedigendem Zustande war. An Otto Wesendonk
eibt er, daß ihm bei seiner Mineralwasserkur die
fnung lache, „mit erlangter Zustimmung des Unter-
ses auch freiere Bewegung für das Oberhaus seines
rokosmischen Privatparlamentes zu bezwecken." —
ius Hey erzählt vom Schlusse einer Unterhaltung
einem Morgen, an dem Wagner zwei Flaschen
es befreienden Elixirs getrunken hatte: „Während
onst behaglich zu plaudern pflegte, hatte er zuletzt,
uhig hin und her trippelnd, in einem äußerst be-
eunigten Tempo gesprochen. Er reichte mir hastig
Hand — dann Adieu und frisch ans Werk...
lebe Karlsbad!" Er ließ mich stehen und rannte
gen Schrittes die Freitreppe hinauf ins Haus. Oben
ekommen schwenkte er noch einmal vergnügt seinen
rohut!"

Über Unmäßigkeit im Trinken konnte sich Wagner
idlich ärgern und in einem Briefe aus der Schweiz
ert er sich darüber recht derb: „Vorigen Montag
r abends meine Eidgenossenschaft bei mir; sie soffen

wie immer, und mein Ekel vor diesem Weingesc
ohne daß diese unglücklichen Menschen keine Spur
Laune zu bekommen vermögen, hat mich voll
davon überzeugt, daß ich wirklich kuriert bin."

Anderseits bereitete es ihm Spaß, Bekannte,
aus irgend einem Grunde zur Abstinenz genötigt wa
zum Biertrinken zu verführen, indem er der An
war, ein Schoppen könne nicht schaden.

Der schon genannte Bildhauer Kietz erzählt,
eines Tages, als er an der Büste Wagners arbeit
ein Diener ein Fäßchen Bier in sein provisoris
Atelier gebracht habe. Bald darauf trat Wagner
seiner Gattin und Anton Bruckner aus Wien
Dieser erzählte von der Begeisterung der Wiener ü
„Lohengrin", was Wagner launig mit den Wor
abwehrte: „Ach, lassen Sie das, ich kenne das,
kommt ein Schwan mit einem Ritter, das ist ein
etwas Neues und Anderes — hier trinken Sie lie
das ist ein herrlicher Trank: Weihen-Stephan",
und dabei hielt ihm Wagner ein großes, volles G
hin — „auf Ihr Wohl!" — „Um Gottes Will
Meister, das kann ich ja nicht, es wäre mein Tod,
komme soeben aus Karlsbad!" — „Ach was", r
Wagner, „das macht Sie gesund, trinken Sie"! U
er schenkte von neuem das Glas voll, und der g
Bruckner trank und trank, trotz Jammer und Gege
wehr, die seine musikalischen Gespräche immer v
neuem in komischer Weise unterbrachen.

Zu Wilhelm Kienzl, der als junger Musiker
Wahnfried aus Schüchternheit nichts vom Buf

hmen wollte, äußerte Wagner, indem er alles
ögliche Eßbare (Fleisch, Salat, Saucen und Süßes)
unglaublicher Mischung auf dessen Teller häufte:
ssen Sie doch! Nur keinen Genierer nicht, sagt
on der Lateiner."

Einer guten Zigarre war Wagner nicht abhold, wie
s seiner Äußerung an Otto Wesendonk hervorgeht:
ier sitze ich am Lago Maggiore und rauche die erste
n Ihren Götterzigarren auf meiner Reise....
enn ich noch eine davon rauchen wollte, würde ich
nz verrückt: was würde das manchem lieb sein."
Auch als ihm später in der Bayreuther Zeit ein
iener Verehrer eine Sendung ausgewählter Ha-
nnazigarren zuteil werden ließ, schrieb er diesem
nig-dankbar: „Wertester Freund, unleugbar helfen
e mir zur ‚Götterdämmerung'! Heute früh kamen
Wunder der Havanna an und sogleich versetzte ich
ch durch den Gebrauch eines solchen in die Ver-
ckung, wie sie die Pythia empfunden haben mag,
nn die Dämpfe Apollos um sie aufstiegen. Die
nze Familie nahm an dem Genusse teil und jedes
hauptete, solch schönen Duft noch nie geatmet zu
ben."

Die Erinnerung an heimatliche Gerichte an gemüt-
hen Dresdner Abenden kehrt mehrfach wieder: seine
en Freunde Heine und Fischer fordert er auf, ihm
ht oft zu schreiben: „Alles durcheinander, was vor-
mmt, — gerade als ob wir abends bei Herings-

lake miteinander kohlten: Das ist das Rechte u
hat echt heimischen Duft!" — So meldet er sich au
vor einem Besuche Dresdens bei der ihm innig b
freundeten Familie seines alten Hausarztes Dr. Pu
nelli mit den launigen Worten an: „Es wäre gu
wenn die Hausfrau etwa eine tüchtige Hammelkeu
oder derartiges mehr in die „Röhre" schieben ließe!"

Jedenfalls dachte der Züricher Verbannte mehr
die gemütlichen Dresdner Abende mit ihren heitere
Episoden und ihrer heimischen Kost als an die le
dige Politik. Darüber schreibt er ironisch an Fische
„Ist denn bei Euch noch Ehre, Freude und Genu
zu holen? Und wie lange denkt Ihr denn, daß es b
Euch noch fortgehen wird? Wahrlich, ich kümmer
mich nicht um Politik; aber das sieht doch ein Blind
— wenn er nicht gerade ganz darin steckt — daß d
ein Ende mit Schrecken nehmen muß! (Peps benie
es eben!)"

Dieser — in Briefen oft genannte — „Peps" w
einer der Hunde Wagners, der sich durch beson
Liebenswürdigkeit und Treue auszeichnete. Bei Frau
Liszts Besuch in Zürich 1853 muß wohl davon d
Rede gewesen sein; denn Liszt unterzeichnet sich laun
in seinem nächsten Briefe

Dein Doppel-Peps oder
„Double extract de Peps" oder „Double Stou
Peps", con doppio movimento sempre crescend
al fffff — Letzteres wollen wir bei der Nibelunge
Aufführung erleben.

Die Briefe an Franz Liszt, den großen und in-
en Freund, sind natürlich ebenfalls stellenweise von
mor durchsetzt, obgleich Liszts Natur nicht so geartet
r, die ganze Fülle und vor allem die Eigentümlich-
der Wagnerschen Scherze zu verstehen. Daher
lagt sich Wagner einmal in einem Anflug von etwas
starker Verstimmung: „sein Humor sei Liszt ganz
nd." Dennoch erweist der zwei stattliche Bände
fassende Briefwechsel die Harmonie der beiden
ster auch auf dem Gebiete heiterer Lebensauf-
ung.

Hast Du noch rechte Lust zu leben unter dem
estätischen Volke der Philister?" fragt Wagner den
und und fährt fort: „Ach, haben wir Phantasie,
n geht es wohl noch zur Not!"

Die „Philister", die Wagner das Leben so schwer
chten, werden in allen ihren Spielarten in den
chiedensten Ausdrücken von ihm lächerlich gemacht.
verstanden ihn ja nicht, die Leute, die da meinten,
ihm und seiner „Berühmtheit" wie an einer
uriosität" herumtasten zu müssen, und daß diese
ühmtheit ihn etwa gar befriedige. „Ach", meinte
„diese lederne Unsterblichkeit von Gummi Elastikum,
sie einem durchaus vorschreiben zu müssen glauben!"
Die englischen „Philister" sind ihm noch widerwär-
r. „Die eigentliche Kunst" — schreibt er an Otto
endonk — ist ihnen etwas Wildfremdes ...." „Die
ntliche Wonne der Engländer ist aber das Ora-
um: da wird ihre Musik der Interpret ihrer Reli-
— passez-moi le mot! — Vier Stunden sitzen

sie in Exeter-Hall und hören eine Fuge nach d
andern an, in sicherer Überzeugung, nun ein gut
Werk verrichtet zu haben, wofür sie einst im Himm
nichts wie die schönsten italienischen Opernarien
hören bekommen werden. Diesen tiefbrünstigen Dra
des englischen Publikums hat Mendelssohn so sch
verstanden und ihm Oratorien komponiert und di
giert, wofür er dann auch der eigentliche Heiland d
englischen Musikwelt geworden ist: Mendelssohn
den Engländern vollkommen das, was den Juden J
Jehovah ist ..." Fürwahr: eine beißende, aber tr
fende satirische Charakteristik!

Nicht ohne eigentümlichen Reiz ist es, zu hör
wie Wagner erzählt, daß er „als steckbrieflich verfolg
Hochverräter" vor der Königin Viktoria von En
land dirigiert habe und von ihr durch eine wirkl
herzliche und liebenswürdige Ansprache und grü
lichsten Applaus ausgezeichnet worden sei. Allerdi
nennt er die Königin ein andermal „voll des trivialst
Geschmacks". Der ganze englische Kunstbetrieb ste
im vollen Gegensatz zu seiner Auffassung der Ku
und seiner eigenen künstlerischen Aufgabe, und lau
schreibt er an Liszt: „Ich bin vielmehr gemacht,
sechs Monaten 60 000 Francs durchzubringen, als
zu ‚verdienen', was ich überhaupt gar nicht ka
denn es ist nicht meine Sache ‚Geld zu verdiene
aber es wäre die Sache meiner Verehrer, mir so v
Geld zu geben, als ich brauche, um in guter Lag
etwas Rechtes zu schaffen". In ganz identischer W

ßert er sich an Otto Wesendonk, gegen dessen An-
nuung, er (Wagner) sei kein „Geschäftsmann", er
jovial und mit Wortspielen verteidigt: „Glauben
mir, auch ich kann rechnen: leider habe ich aber
mer nur so Verdrießliches zusammenzurechnen, daß
mir nicht hoch angerechnet werden muß, wenn ich
ch einmal verrechne: geben Sie mir so Ange-
mes zu berechnen, wie das doch bei Ihnen denn
und zu vorgekommen sein muß, so sollten Sie sich
er meine Pünktlichkeit verwundern."

Freilich verwendete Wagner das Geld, welches ihm
ne Werke — damals in noch recht spärlichem Zu-
sse — einbrachten, in einer seiner Neigung ent-
echenden Weise. So hatte er eine innige Freude
der Natur und am Reisen. „Die Reisesehnsucht
in mir so groß, daß sie mir bereits Raub- und Mord-
ne auf Rothschild eingegeben hat", sagt er scherzend.
Juli 1852 schickte ihm Liszt hundert Taler Honorar
die Aufführungen des „Fliegenden Holländers"
Weimar: „Die verreise ich jetzt; jeder Tag kostet
ch eine Nummer der Oper." .... „Sechs Tage
ich nun schon auf der Reise: ich kann jeden Tag
meiner Kasse nachzählen, da mich jeder regelmäßig
20-Frankenstück kostet."
Die erhabene Natur der Gletscherwelt begeistert den
pfänglichen Künstler aufs äußerste, aber „die Ka-
llen von Menschen" ärgern ihn — zumal wegen
er Gefühllosigkeit gegen die Tiere. „Dieses Luder-
k! Pfui Teufel!"

Wo Wagner auf gleichgesinnte und empfängli
Seelen traf, da gestaltete sich sogleich ein inniges V
hältnis, das von echten Humor verklärt war. Sel
über den tragischen Beziehungen zu seiner edlen Frei
din Mathilde Wesendonk liegt, wie bereits in der V
rede betont ist, hier und da der Zauber einer befreient
Heiterkeit ausgebreitet.

Die zahlreichen kleinen Billetts, welche zwischen t
Häusern Wagner-Wesendonk hin und herflatterten u
Kunde gaben von der Innigkeit eines schönen Fam
lienverkehrs, beweisen es. Hier eine kurze Prob

„Nach einer wundervollen, mit fast zehnstündige
Goetheschen Schlafe gesegneten Nacht wünsche
heiteren, seligen guten Tag, schicke den Schack*) u
verspreche zu Abend recht schön vorzulesen, wenn H
Otto nichts dawider hat."

Vom Könige von Sachsen, seinem Vaterlande, d
ihn länger als zehn Jahre in der Verbannung li
sagt er despektierlich, aber mit Recht:

„Meinem Landesvater habe ich nichts zu sage
wenn er sich unterstehen wollte, mich in meine
Schwalbenneste zu besuchen, würde ich ihm die Tü
weisen."

Vom Humor Schillers fühlte sich Wagner au
innigste berührt. — Frau Wesendonk hatte ihm t
damals (1859) eben erschienene Schiller-Biograph
von Emil Palleske und wohl auch den Briefwech
mit Lotte geschickt.

*) F. Graf von Schack, Geschichte der dramatisch
Literatur in Spanien.

„Freitag Abend mußte ich noch viel über Schiller
achen: er hat diesen ganz einzigen Humor, den ich
n dieser Liebenswürdigkeit doch an Goethe nicht kenne.
Der Lorbeerkranz,*) (ich glaube seine Hauseigentümerin)
essen Zimmer im Herzen ungleich wohlfeiler sind,
ls im Hause — wiewohl auch daran eher etwas zu
erderben wäre —, ist vortrefflich. Ich danke Ihnen
ür diese Briefe sehr; ich möchte gar nichts weiter
esen als solche Intimitäten."

Von Shakespeare meint er:

„Dieses wunderbar witzige Lächeln an Shakespeare!
Diese göttliche Weltverachtung! — Es ist wirklich das
Höchste, wozu der Mensch aus dem Elend sich auf-
schwingen kann ..."

Über die Äußerlichkeiten und Unwahrhaftigkeiten
des katholischen Gottesdienstes liegt folgende hochbe-
deutsame Briefstelle vor (aus Luzern, vom 23. Juni
1859 an Mathilde Wesendonk gerichtet):

„Heute morgen trieb sich der liebe Gott persönlich
hier auf den Straßen herum. Es war Frohnleichnams-
fest, die ganze Stadt machte Prozession vor den leeren
Häusern, angeführt von den Pfaffen, die sich dazu
sogar goldene Schlafröcke angezogen hatten. Doch
wirkte der Zug der Kapuzinermönche sehr ergreifend:
mitten in diese unsäglich widerliche Flitterreligions-
komödie auf einmal dieser ernst-melancholische Zug. Ein
Glück, daß ich sie nicht zu nah' sah. Doch sind mir

*) So benannte Schiller scherzend seine mütterliche Freundin, Frau Professor Griesbach in Jena.

schon einmal ein paar einfältige, aber ehrwürdig Physiognomien in den hiesigen Kapuzen begegne Auch das Kruzifix fesselt mich stets. Gestern aben als die Schlauen am Wind schon wußten, daß w heut' schön Wetter haben würden, mußten die Kinder i den Kirchen darum beten. So war auch dieser wunde volle, wolkenlose Morgen eigentlich nur eine Komödie.

Durch solche Äußerlichkeiten wurde Wagner stet zu ironischen Bemerkungen veranlaßt. Ehrungen un Ovationen, die ihm als „dem berühmten Komponiste des Tannhäuser" und des „Lohengrin" von der breite Masse dargebracht wurden, ließ er sich wohl gefallen aber im Grunde entlockten sie ihm doch nur ein Lächeln Als ihn zwei Züricher Gesangvereine zu ihrem Ehren mitgliede ernannt hatten, brachte man ihm einen so lennen Fackelzug und verschiedene gesangliche Ova tionen. Zu diesem Zwecke ward eine ansehnlich Estrade für das Orchester und die Sänger vor Wagner Wohnung am Zeltweg errichtet. Als er diese Vor bereitungen sah, meinte er: „Ich glaubte zuerst, mi würde ein Schaffott errichtet."

Viel lieber waren ihm Begrüßungen oder Huldig ungen aus intimerem Freundeskreise, zumal wenn sie einen originellen Charakter trugen. So hatte er eine rührende Freude, als Liszt mit seinen Intimen*), den

*) Eine der scherzhaften Bezeichnungen, die dieser um Liszt sich gruppierende Verein sich beilegte, war diejenige der „Murls" (Mohren, Teufelskerle, nämlich Anti-Philister); Liszt selbst war der „Padischah".

Bülow, Joachim, Peter Cornelius, Dionys Pruckner
nd dem ungarischen Geiger Reményi unter den
Klängen der „siegestrunkenen Posaunen-Melodie" aus
em Vorspiel zum 3. Akte des „Lohengrin" in das
otel „Drei Könige" zu Basel einmarschierten und
n so begrüßten.

Solche scherzhafte Ehrungen vergalt Wagner seinem
reunde Liszt durch ähnliche, aber in größerem Stile.
lber den freimütig-ausgelassenen Verkehr, in dem die
eiden Meister miteinander standen, besitzen wir wert-
olle Dokumente in Gestalt von Schilderungen, die
irekt aus dem Hause Wahnfried stammen und in den
Bayreuther Blättern" zu lesen sind. Dort heißt es:
Wagner empfing Liszt jedesmal mit Wonne; „ja ein-
al illuminierte er in seiner überschwenglichen Freude
ie ganze große Wohnung und sagte dabei humo-
istisch-ärgerlich zu den Kindern, da Liszt in seiner
öchlichtheit nicht annahm, es sei für ihn geschehen:
as bemerkt er wieder nicht'!" — Der Meister holte
n einmal gebieterisch von der Arbeit, um mit der
Kinderschar der feierlichen Einrichtung eines glänzen-
en Hühnerhofes beizuwohnen, wo unter anderem
wei weiße Pfauen — eine Gabe des nachbarlichen
Bolzogenschen Hauses — den Meister besonders er-
ötzten. Die prächtigen Neufundländer Hunde trugen
ren Teil zur täglichen Unterhaltung und Ablenkung
on Sorgen bei; die schönen schwarzen Schwäne, die
er König im Hofgarten für den Meister gestiftet
atte, ebenfalls, und alles mußte Liszt mitgenießen,
itbetrachten. Ihm zu Ehren wurde auch der Whist-

tisch abends eingerichtet, der aber seinem Namen nic
entsprach, da so viel dabei gescherzt wurde, daß d
Ernst des Spieles dabei empfindlich zu kurz kam. Lis
mußte aber auch öfters vorspielen, zumeist von Ba
oder von Beethoven, da war der Meister längere Ze
darauf noch immer still wie in der Andacht, er spran
dann plötzlich auf und streichelte und koste Liszt w
ein Kind. Dies tat er überhaupt häufig, und Lis
sah ihn dabei mit überraschten, strahlenden Augen b
glückt an. Einmal — so erzählt Hans von Wolzoge
in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner" — kro
er nach einem solchen Vortrage auf Liszt zu mit de
Worten: „Franz, zu dir darf man nur auf alle
Vieren kommen!"

Wenn auch einzelne dieser heiteren Episoden er
in die Bayreuther Epoche fallen, so haben wir si
vorausgenommen, weil sie sich hier dem Zusammen
hange passender einfügten. Doch bringen die ganze
Schweizer Etappen, auch diejenigen aus den sec
ziger Jahren, noch manches Lustige.

Selbst in der allertrübsten Zeit vermochte es Wa
ners unversieglicher Humor, die traurige Stimmun
durch einen Scherz zu erleuchten. Eliza Wille erzähl
wie er am Tage seiner Abreise im April 1864, a
die Zukunft noch trostloser als jemals früher vor ih
lag, beim Frühstück den Anwesenden berichtet habe, w
ihm soeben mit dem Dorfbarbier von Mariafeld passie
sei. Diesem habe er beim Rasieren gesagt: „J
ja, mein Lieber, es hilft nichts, ich muß jetzt abreise

Sie sind mir gar zu teuer." Darauf habe der Mann emeint, deshalb solle der Herr doch nicht abreisen, r wolle es gern billiger tun! — Wagner sei hierüber elustigt gewesen und habe gesagt, er müsse jetzt auch ie Leistungen des herrlichen Musikus ohne ihn ge= ießen, der abends auf seiner Klarinette „Rufst du nein Vaterland" zu blasen pflegte.

Wie sich Wagner scherzend so herabneigte zum Volke, o stand er in einem eigenartig patriarchalischen Ver= ältnisse zu seinen Dienstboten.

Im Verkehr mit diesen bewies er stets eine außer= rdentliche Herzensgüte, die er meist in ein humor= olles Gewand zu kleiden wußte. Er wollte, daß eine ganze dienende Umgebung sich als ihm und seinem ause zugehörig fühlen sollte. So behandelte er seine Diener nicht hochmütig als leblose Werkzeuge, als ntergeordnete, durch eine ungeheure Kluft von ihm etrennte Wesen, wie dies in unsern heutigen sozialen Verhältnissen zwischen Herrschaften und Dienstboten ft Sitte ist, sondern in leutseliger Überbrückung dieser luft mit liebevoller Schonung und Dankbarkeit als irkliche Menschen. Er war dankbar für jeden kleinsten Dienst; er wollte aber auch im gleichen Sinne nur on wirklicher Liebe und Treue umgeben sein.

Eine seiner treuesten Dienerinnen, Frau Verena Stocker, — genannt „Vreneli" — hat überaus charak= eristische handschriftliche Aufzeichnungen über viele rnste und heitere Vorkommnisse hinterlassen, die sich ährend ihrer langen Dienstzeit ereigneten. Sie hatte

ein ausgeprägtes Bewußtsein davon, wem sie diente, und betont es häufig, wie edel der Meister seine Dienstboten behandelte. „In meinem ganzen Leben", sagt sie, „habe ich keinen Menschen getroffen, der für alles, was man ihm erwies, so voll Dankbarkeit war wie er." Dienstbotenwechsel war ihm sehr unangenehm; er wollte keine fremden Gesichter sehen. Wenn es aber doch dazu kam, daß einer kündigte, so sagte er zu Vreneli: „Zahlen Sie ihm die Kündigungsfrist; der gehört nicht mehr in mein Haus." Auf diese Weise verstand er es, seine dienenden Hausgenossen an sich zu gewöhnen und zu sich emporzuziehen, sich mit tief anhänglichen Gemütern zu umgeben, die ihm wieder das leisteten, was er ihnen erwies. Diesen treu sich Bewährenden schenkte er dann auch unbedingtes Vertrauen. Zwar ließ er sich aus der Ferne regelmäßige Abrechnungen über ihre Ausgaben übersenden, anderseits war er durchaus nicht kleinlich bei der Berechnung im Haushalt, obgleich er wohl wußte, daß immer eher zu wenig, als zu viel zur Verfügung stand. Vreneli erzählt darüber: „Als ich einst um Neujahr fragte, ob er wohl raten könne, wie hoch sich die Ausgaben des ganzen Jahres beliefen, antwortete er: „Ja, das weiß ich ganz genau, die Ausgaben sind immer den Einnahmen gleich."

Die freundliche Seite seines Charakters, seinen Dienstboten Freude zu bereiten, zeigt sich auch in einem Vorkommnis, welches in Starnberg spielt, wo der von Wien mitgebrachte Diener Franz Mrazek nebst seiner

amilie zu der dienenden Umgebung des Meisters ge-
örte. „Um Mittag", heißt es da in dem Berichte
nes Augenzeugen, „wurden wir ins Eßzimmer zu
ener Erde hinabgerufen. Gegen das Ende der
ahlzeit ließ Wagner Champagner bringen, und Franz
ußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe Kinder
reinführen. Sie wurden wie die Orgelpfeifen auf-
estellt, jedes mit einem Glas Champagner versehen,
nn mußten sie der Reihe nach mit mir anstoßen
nd auf meine Gesundheit trinken. Wagner empfand
ei diesem Anblick sichtlich viel Vergnügen und sagte:
Endlich habe ich es soweit gebracht, andern auch
nmal eine materielle Freude zu bereiten."

Der dies berichtende Augenzeuge hat sich nur in-
fern geirrt, als die Mrazeks nicht „eine stattliche
eihe" Kinder hatten, sondern nur zwei. Vielleicht
nd aber Gespielen dieser dabei gewesen.

An Anna Mrazek, die Frau des Genannten und
Mutter dieser Kinder, ist ein humoristischer Brief ge-
chtet, den Wagner aus Genf nach München schrieb,
nd in dem er die Partitur seines „Rheingold" er-
ittet: sie möge doch in seinem großen Schreibtisch
ne Notenmappe suchen — von dunkelblauem Maro-
uin; — auf dem Rücken stehe „Das Rheingold".
s folgen genaue Instruktionen, wo sie diese Mappe
u suchen habe, und der Brief schließt mit den Worten:
Wenn sie auch da nicht sein sollte, so hat sie der
†† geholt! Nun sehen Sie, ob Sie das Ding finden!"

Zu derselben Zeit — es war nach der Abreise von
München 1865 — mußte er in Genf fremde Bedienung

annehmen. Als er eines Sonntagsmorgens sein Haushälterin rufen ließ, hörte er, sie sei zum Gottes dienste in die Kirche gegangen. Da rief er ärgerlich „Ah, das ist eine schlimme Geschichte! Wenn die Frauen in der Kirche sind, so ist der Teufel im Hause!" Die Richtigkeit dieser Anekdote ist bezweifelt worden, da es sich nur um Vreneli gehandelt haben kann. Diese ging nur mit Erlaubnis ihres Herrn aus. Es kann sich aber immerhin um eine zeitweilige Vertreterin handeln.

An stimmungsvoller Dekoration seiner Zimmer war dem Meister, der sich durch edlen Geschmack und ausgesuchten Stil gern anregen ließ, viel gelegen. Als seine Wohnung in den Artichauts bei Genf hergerichtet werden sollte, bestellte er sich einen Tapezierer, der weder Meister noch Geselle war, weil er selbst der Meister bleiben und denen, die für ihn arbeiteten, nach seinen eigenen Ideen Ratschläge erteilen wollte. Als der Tapezierer mit einer Menge kostbarer Teppiche und Vorhänge ankam, betrachtete sie Wagner eingehend und prüfend, einen nach dem andern aufnehmend, wieder zurückstoßend und sie hernach miteinander vergleichend. Da die Mauern des Zimmers mit Gips versehen waren, wollte der Tapezierer ein Holzwerk darüber stellen, damit er die gewichtige Garnitur mit Nägeln haltbar machen könne. Davon wollte Wagner nichts hören; er wollte kein Holz unter seinen Teppichen wissen, und war der Meinung, sie würden auch ohne diesen Zusatz halten. Um zu zeigen, wie er es meinte, bestieg er selbst das Fußgestell und

e Leiter und griff nach Hammer und Nägeln. Während
r Arbeit kam er wiederholt zu dem Handwerker, und
enn ein Arrangement besonders nach seinen Wün-
)en geglückt war, so machte er einen wahren Freu-
nsprung. Wie lebendig sich Wagners Phantasie bei
esem Anlaß zeigte, das blieb diesem einfachen Manne
itlebens im Gedächtnis: er bemerkt daher am
chlusse seines Berichts sehr treffend, wie diese Phan-
sie sich mit nichts Hergebrachtem, Konventionellem
be begnügen können!

Daneben tritt auch aus dieser Episode die charak-
ristische Gewohnheit Wagners hervor, sich bei jeder
elegenheit, wo es sich um die Ausführung seiner
edanken handelte, stets selbst zu betätigen, mit Hand
zulegen und das Beispiel zu geben.

Dieses persönliche Eingreifen brachte ja dann später
Bayreuth jene Wunder zu Werke, an die zunächst
emand glauben wollte, durch die aber die Ausführ-
rkeit der Wagnerschen Ideen und Probleme glän-
nd bewiesen wurde. Dies gilt nicht nur in gesangs-
hnischer Beziehung, sondern auch in Hinsicht auf
es Dekorative, Szenische und Maschinelle. „Es muß
hen" — sagte Wagner — und es ging!

Endlich noch, ebenfalls aus dieser Zeit, eine Anek-
te, die hierher gehört, weil sie wieder die Herzensgüte
s Meisters beweist, dem eine allein genossene Freude
ne wahre Freude war. Er wollte einen Ausflug
ch dem Mont Salève in den Savoyer Alpen unter-
hmen: „Kinder", sagte er zu seiner näheren

dienenden Umgebung, „ich möchte gern einm
den Mont Salève besteigen, ihr begleitet mich". -
„Am Fuße des Berges", erzählt Vreneli, „wurde
Esel gemietet, der Herr war in so fröhlicher Stimmun
wie seit lange nicht mehr. Trotzdem er an steile
Stellen dem Tier zuliebe abstieg, erreichte er do
bedeutend früher, als wir die Höhe, und als auch w
oben ankamen, flatterte uns bereits von einem Baum
herunter ein rotes Sacktuch zum Zeichen, wo er a
gestiegen sei." Ohne Zweifel hatte er dieses bei sein
virtuosen Geschicklichkeit im Klettern eigenhändig
dem hohen Orte befestigt.

In jenen Tagen war sein Hund „Pohl" gestorbe
„Die Spaziergänge ohne sein treues Tier", erzäh
Vreneli weiter, „wurden ihm bald zu langweilig:
wünschte sich wieder einen Begleiter. Da wurde ih
Ruß, der große Neufundländer, angetragen, dess
treue Augen sich sofort seine Gunst erwarben. D
Tier wurde gekauft — und von nun an sah man i
nie mehr ohne Ruß und — Peitsche, die er jedo
nie benutzte".

Dieser Ruß ist zu ziemlicher Berühmtheit gelang
es ist jener im Garten von Wahnfried begrabe
Hund, dem der Meister die Inschrift auf eine
Gedenkstein widmete: „Hier ruht und wacht Wa
ners Ruß."

Durch ein übermütig unternehmendes Temperame
bereitete dieser feurig lebhafte Haus- und Spazie

sgenosse dem Meister in der ersten Zeit mancherlei
r und Unannehmlichkeiten, die ihm aber doch nie-
die Liebe seines Herrn entzogen.
o schildert Vreneli recht lebhaft einige Kampf-
n, die in der Zeit nach der Übersiedlung von
f nach Triebschen bei Luzern spielen, wo Wagner
ntlich eine dauernde Heimstätte gefunden hatte,
r er bis Anfang 1872 verblieb.
„Zur Zierde des Gartens", berichtet die genannte
Dienerin, „kam nun auch das Pfauenpaar von
chen. Das Männchen mußte für Ruß etwas ganz
wöhnliches sein, denn eines Morgens packte er
großen Schrecken des Herrn, der es vom ersten
k sah und hörte, den Pfau bei seinem prachtvoll
n Schweif und ließ ihn nicht mehr los, bis keine
den langen Federn mehr an seinem Leibe war.
Pfau schrie fürchterlich und auch der Herr schrie
dem Anblick aus Leibeskräften um Hilfe. Er
nerte sich nachher viel um die verunglückten
ien. Das Weibchen brütete hinter einem Busche
Räuberpark und eines Morgens, etwa um 2 Uhr,
n wir dasselbe fürchterlich schreien. Sofort eilten
zu Hilfe, aber schon hatte sich — durch das Ge-
i ebenfalls aufgeweckt — der Herr mit einem
ke eingefunden, um den vermeintlichen Fuchs zu
gen. Es war aber kein Fuchs, sondern wieder
gewesen, der an das Pfauenpaar nur ganz all-
lich sich gewöhnte. Er hatte mit diesem Hunde
viel Verdruß; auf seinen Spaziergängen gab das
tliche Zusammentreffen eines Milchmannes mit

seinen (im Anspann befindlichen) Hunden immer
laß zu Raufereien, und der Herr kam immer
aufgeregt nach Hause, indem er sich beklagte, daß
alle Tage sein Spaziergang verdorben würde.
es gab damals wirklich nur diesen Weg."

Besuche waren ihm, sozusagen, immer ungele
und als er einmal von seinem Ausgang zurück
sagte er: „Nicht einmal kann man ruhig seinen
ziergang machen! Hat mich da einer auf der St
angeredet: Ob ich Wagner sei? — ‚Nein, der
ich nicht', hätte er ihm geantwortet. Einem an
Neugierigen, der ihn einst beim Hinabschreiten
der Treppe seiner Wohnung fragte: ‚Wohnt hier
Wagner', antwortete er: ‚Jawohl, zwei Trep
gehen Sie nur hinauf!"

Ein anderes Mal begegnete es ihm auf seinen
samen Spaziergängen unterwegs von Strolchen
fallen und angepackt zu werden. Wie sich Ruß
dieser Gelegenheit benahm, erzählte der Meister
nach Jahren mit vielem Humor: „Statt die
greifer niederzuwerfen, hielt er mich beim Ma
kragen fest, damit mich niemand wegnehme, un
war ich erst recht in der Klemme."

Judith Gautier, (damals noch Mendès) beri
über diesen Hund von einem Spaziergange: „
der große schwarze Neufundländer, sprang vor
her, Steine vom Boden aufleseud, die er uns
freundschaftlicher Aufforderung anbot. ‚Eine schl
Gewohnheit, die ich ihn habe annehmen lassen', s
Wagner, indem er das gute Tier streichelte, ‚ich

e ihm nicht mehr abgewöhnen und er verdirbt sich
nit den Steinen die Zähne.'"

Mancherlei Anekdotisches berichtet in seinen Auf-
eichnungen der Kapellmeister Weißheimer, der
Wagners Umgang während mancher trüber Tage
enießen durfte und etwa bis zum Beginn der
Münchner Epoche (1864) mit dem Meister in Ver-
indung stand. Ihm war es auch vergönnt, der ein-
ige persönliche Zeuge der am 4. Mai 1864 erfolgten
roßen Wendung in Wagners Leben zu sein, nämlich
er durch den Kabinettssekretär von Pfistermeister er-
lgten Berufung zu König Ludwig von Bayern.
Weißheimers anekdotische Erzählungen erscheinen
emjenigen, der Wagners ureigenstes Wesen kennt,
icht immer völlig glaubhaft; zum mindesten ist das
rlebte nicht richtig erschaut und erfaßt und nicht
rrekt genug wiedergegeben. Obgleich Weißheimer
der Vorrede seines Buches „Erlebnisse mit Richard
Wagner, Franz Liszt und andern Zeitgenossen", aus-
rücklich betont, er sei im Punkte der wörtlichen Wie-
rgabe des Erlebten „äußerst skrupulös" verfahren,
muß man doch bedenken, daß es nicht immer an-
ng, die Vorkommnisse in all ihren Einzelheiten genau
fixieren. Der gute Glaube soll diesem Gewährs-
ann nicht abgesprochen werden; aber die „tiefere
edeutung" von Wagners „Scherz, Witz, Satire und
ronie" und dem Urquell seiner Heiterkeit, die Eigen-
t seines Humors und seines ganzen Wesens hat er
rchaus nicht begriffen.

So ist es offenbar falsch, wenn wir bei Weißheime
lesen, es sei bei der Wiedergabe von Anekdoten durc
Wagner in Damengesellschaft „manches Gewagte unte
gelaufen". „Was konnte ein Wagner nicht alle
wagen", ruft dieser Gewährsmann nicht eben allz
witzig aus! Diese Charakterisierung widerspricht viele
anderen, z. B. auch der von Friedrich Pecht, di
auf S. 37 dieses Buches bereits erwähnt ist, un
wo es heißt, daß seine Neckereien „nie die Linie übe
schritten hätten, welche die Gegenwart von Fraue
einzuhalten gebietet".

Nicht unwahrscheinlich klingt eine Anekdote, di
Weißheimer von der Tonkünstler-Versammlung i
Weimar (1861) erzählt. Es wurde da ein sehr kühl
konzipierter „Germaniamarsch" von Felix Draeseke au
geführt. Das „grell-harmonische und heißblütig-patri
tische Stück habe Wagner frappiert." Wenige Woche
vorher hatte ein gewisser Oskar Becker in Bade
Baden ein Attentat gegen den König von Preuße
verübt. Bei Anhörung dieses knatternden Germani
marsches hatte Wagner wohl an jenes Attentat gedach
Plötzlich, als es gerade im Orchester wieder äußer
stürmisch und gepfeffert zuging, sagte er zu dem etwa
betroffenen Draeseke: „Potztausend, Sie sind ja ei
zweiter Oskar Becker!"

Auch aus den Tagen, die Wagner 1862 in Biebri
bei Mainz verbrachte, erzählt Weißheimer einige ami
sante Vorkommnisse. Als eine ganze Wagenburg di
Möbel des Künstlers gebracht hatte, fragte Weißheime

rstaunt: „Das sind doch nicht alles Ihre Sachen?“ Wagner antwortete: „Sie sind es, und mit dieser Rasse Zeug muß ich in der Welt herumfahren.“

Auch hierin liegt für den tiefer Blickenden ein tragisches Moment: der einsame Große, der sich nach einem ständigen, ruhigen Heim sehnte, war heimatlos.

Da übrigens die „Möbelmasse“ in der Wohnung keinen Platz fand, mußte ein Teil in einem in der Nähe befindlichen Kelterhause untergebracht werden. Man begann zu räumen. Wagner suchte dies und das. Ein Gips-Medaillon mit seinem Bilde wollte er angeblich „unwillig fortschleudern“. Weißheimer trat dazwischen und lehnte es an die Kelter. „Während nun Wagner eifrig nach einigen Büchern suchte, die er durchaus nötig hatte, kam ein Mann ins Kelterhaus, auf den die hier sich abspielende Szene sichtlich Eindruck machte. Verwundert blieb er stehen, und als sein auf der Kelter das Medaillon ins Auge fiel, ging er hin, es sich zu besehen. Er nahm es, hielt es gegen das Licht und las die unter dem Kopf hinlaufenden Worte: Richard Wagner. Offenbar hatte dieser Mann von Wagners Anwesenheit in Biebrich noch keine Ahnung, denn er sagte mir: ‚Ich gäbe was darum, wenn ich den Wagner einmal in Wirklichkeit sehen könnte.‘ Darauf versetzte ich: ‚Was würden Sie denn dafür geben?‘ Er: ‚Von meinem besten Johannisberger, den ich hier in meinem Keller habe.‘ Ich: ‚So! Ihnen kann geholfen werden!‘ Dann wendete ich mich nach dem eifrig Suchenden, der gerade in einer großen Kiste fast verschwunden war,

mit den Worten: ‚Herr Wagner, hier ist ein Ver
ehrer, der Sie leibhaftig sehen will und Sie dafü
mit seinem besten Johannisberger erquicken wird.
Wagner steckte seinen Kopf heraus. Der Kellerbe
sitzer, sein Gesicht sehend, schnell einen prüfenden Blic
auf das Medaillon werfend und in die Worte aus
brechend: ‚Wahrhaftig, er ists!‘ lief eilig davon, der
Kellerschlüssel zu holen. Im Nu war er wiede
da, schloß auf und brachte die vorzüglichsten Probe
zum Vorschein, sagend: ‚Welcher Ihnen, mein
Herren, am besten schmeckt, von dem trinken wir
wenn es Ihnen recht ist, so lange fort, bis wir nich
mehr grad zum Kelterhaus hinaus können.‘ Wagner
dem diese würzige Unterbrechung des peinlichen Suchens
nicht unangenehm erschien, setzte prüfend die Gläse
an, ließ sie weiter wandern, und bald hatten wir der
„allerbesten“ herausgefunden. Von diesem holte de
freundliche Mann Flasche auf Flasche, ein gedeckte
Tisch mit Wurst und Schinken wurde hereingetragen
und vergessen war dann alle Mühsal.“

Von eigentümlichem Interesse ist Wagners Ansich
über das Spiel. In Wiesbaden, wo in den 60 e
Jahren noch gespielt wurde, soll er nach Weißheimer
Bericht geäußert haben: „Mich erfaßt niemals Luf
zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin
daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zun
Setzen verführen ließe. Einem andern könnte ic
jedoch gut raten. Jetzt sind schon mehrmals die Num
mern herausgekommen, welche ich mir vorher gedach

ge." Sein Begleiter Weißheimer schlug vor, „er
le probeweise einige Male den kleinsten zulässigen
satz auf die Nummern setzen, welche er ihm an-
en würde, und im Falle des Gewinns diesen gleich
ziehen. So geschah es, und in der Tat kamen die
Wagner bezeichneten Nummern viermal hinter-
nder heraus!"

bestritten wird die völlige Richtigkeit der folgenden
en von Weißheimer erzählten Episoden.

einem Mädchen, dessen Vater, ein armer Arbeiter,
t Wagners Portefeuille mit hundert Talern wie-
gefunden hatte, und die ihm den Fund brachte,
nkte er sofort zwanzig Taler als Belohnung für
bewiesene Ehrlichkeit. Darauf lud er seine
sebegleitung „zu ein paar Flaschen des besten
mpagners" ein, ebenso wie er später in Wien,
sich kein Ausweg aus äußersten finanziellen Nöten
Champagner servieren ließ, weil man dadurch
iale Gedanken zur Lösung irdischer Miseren be-
e: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und
er ist die Welt!"

Wahrscheinlicher klingt die harmlose Erzählung eines
noristischen Vorkommnisses nach einer Lohengrin-
führung in Frankfurt, welche Wagner persönlich
giert hatte. Man sei nach dem Hotel zurückge-
ren; Wagner habe über heftigen Durst geklagt, und
der Wagen hielt, dem öffnenden Kellner zugerufen:
rühe! Brühe!" „Der Arme stand" — so fährt
ißheimer fort — „ganz verdutzt, da ergänzte ich:
ingen Sie Bouillon hinauf', worauf Wagner hinzu-

fügte: ‚Aber keine Tasse, sondern einen ganzen S
penkumpf*) voll!" Der Kellner stürzte erleichtert f
und wir stiegen die Treppe hinauf in Wagners Zimn
Als nun der Kellner wirklich mit einem Suppenku
hereintrat, nahm ihm Wagner denselben aus der Ha
setzte ihn an den Mund und trank ihn auf einen
aus, dem Maul und Nase aufsperrenden Kellner
leere Terrine wieder zurückgebend und die Worte
zufügend: ‚Nach einem ungewöhnlichen geistigen
nuß ist auch ein übermäßig materieller am Pla

Ähnliche „Scherze" kolportiert Weißheimer n
viele, wie ja sein ganzes Buch im Grunde nur e
Aneinanderreihung von Episoden aller Art ist.
folgende Anekdote dürfte manchem Leser in di
oder ähnlicher Form wohl bekannt sein:

Wagner besuchte mit Weißheimer den herzoglic
Schloßgarten Biebrich; Weißheimer trat mit ei
brennenden Zigarre ein, da ihm von keinem Rau
verbot etwas bekannt war. Eine Schildwache sei
ihn zugelaufen und habe ihn angeschrien: „
Zigarre weg!" — „Wagner bedeutete den Ma
‚Wenn hier nicht geraucht werden darf, so könn
Sie das anständiger sagen.' Ich löschte meine Ziga
aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatt
wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen
einen Offizier uns entgegenkommen, welcher in voll
Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies.

*) Wohl Provinzialismus nach dem Ausdruck „
Kumm" oder „Die Kumme" = tiefe, runde Schü
(Terrine).

agte Wagner: ‚Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Zigarre an und geben mir Feuer, daß ich auch mir eine anzünde!‘ Gesagt, getan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Offizier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Zigarre nach der andern Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!“

Schließlich noch eine Anekdote, die Weißheimers ökonomische und naive Gesinnung, besonders in puncto pecuniae, offenbart. Er erzählt: „Hatten wir die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchstreift, so wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als wir ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß ich den Kutscher bezahlte; er beeilte sich, demselben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter gehen wollte, sagte ich ihm: ‚Der Mann hat doch höchstens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben.‘ Wagner sagte lachend: ‚Soll ich mir von dem Mann herausgeben lassen, soll ich ihm etwa die Hand hinhalten?‘ — — und ging mit mir davon. “ — Über diese Generosität war Weißheimer offenbar ganz starr; denn er schließt diese Erzählung mit den bedeutungsvollen Worten: „Jetzt wurde mir Verschiedenes klar.“(!) — Auch daß Wagner auf einem Rheindampfer sich einst mehrere Portionen grünen Kopfsalat bestellte und dafür eine erhebliche Summe bezahlte, scheint den Engherzigen stark beunruhigt zu haben.

Wenn Wagner mit seinen Künstlern studierte, s
geschah dies niemals, ohne daß er den Ernst de
Studiums durch fröhliche Scherze belebt hätte. Scho
als er mit dem berühmten Sänger Ludwig Schnor
von Carolsfeld und dessen Gattin wegen der Vor
bereitungen zur Aufführung von „Tristan un
Isolde" in Verbindung getreten war, klingt es vie
heiterer aus Wagners Munde, als vordem in de
Jahren der Wiener und Pariser Enttäuschungen. S
redet er das Ehepaar Schnorr an: „Heute, liebste
Musikverein, rechnet einmal nicht auf mich! Gott de
Grundgütige schenke euch allerhand Amüsement! —
Auf morgen ‚viribus unitis!'" Und ferner: „Kinder
ich denke — etwas Musik, aber keine Natur: de
Himmel will's nicht! — Laßt mich am Tag etwa
Stiefel versohlen*): um 5 Uhr speisen wir, am Abend
Isoldieren wir uns Tristanisch, vielleicht können wi
dann noch etwas Tannhäuser à la Venus drau
setzen."

Adressiert ist dieser Brief: „Dem Musikverein z
Büberich" (statt Biebrich, wo Wagner 1862 weilte)
„zu Händen seines gewichtigsten Mitgliedes . ." Schnor
war bekanntlich außergewöhnlich korpulent. Auch di
Schlußwendung „Gott der Grundgütige", „Got
der Allweise schütze" usw. kehrt in vielen Briefe
wieder. Es ist das eine besonders in Sachsen beliebte
harmlos-ironische Redensart, die Wagner oft ge
brauchte, wenn er in guter Laune war; dann auch

*) Bezieht sich wohl auf die Komposition der „Meister
singer".

n den Brief schnell schließen zu können und sich itere Redensarten zu ersparen. Es ist also eine wisse Karikierung der Phrase selbst.

Umgekehrt schreibt er, in schlechter Stimmung, bei gerlichkeiten mit den Sängern, mitunter „Hol's † † †".

Ebenso wie die Worte „wir Isoldieren uns Tri=nisch" bildet Wagner scherzend auch ähnliche aus nen andern Werken; z. B. „auf Schönhöhe (bei ttersbach) habe ich „gelohengrint" (an Uhlig), r „dann walken wir küre"; endlich an Frau iedrich Materna: „Ich bin ganz Einladung und te Sie, mich dieses Jahr wieder zu bekundryen." e „Walküre" nannte er manchmal „die Walkmühle". So redet er auch seine Künstler und Künstlerinnen entsprechend ihren dargestellten Rollen an: „Teure, tue Wotanstochter", „lieber Tristan" usw. Den sanglehrer Hey nannte er oft seinen lieben „asilio".

Das Ehepaar Schnorr tituliert er „Meine liebsten wen" oder „O Ihr ganz guten Löwen", ferner „ein vielgeliebtes Hummelpaar!" Auch diese Briefe, in überströmender Freude über die erstaunlichen istungen der beiden Schnorr geschrieben sind, ent=ten Sätze, wie den: „Gott der Grundgütige nehme ch in seinen bodenlosen Schutz und gebe Euch in ner unbegreiflichen Barmherzigkeit charmante Be=lüsse ein!" Eine humoristische Einladung an die=en Freunde lautet:

„Musikfest zu Bieberich."

Tagesordnung.

Montag

Um 3 Uhr Musikmacherei.

Dann

Wiesbaden.

Jeder ißt, wann er will.

Es lebe die Ordnung!

Als Schnorr und seine Frau Malwina zur Hebu einer stimmlichen Indisposition sich auf kurze Z nach Reichenhall zurückgezogen hatten, schreibt Wagn (4. Juni 1865) einen köstlichen Brief, in dem u. a. heißt: „Hört, dort in der Reichenhaller Wü scheint Ihr auch nicht besonders zu gedeihen. Komi in meinen Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarte darinnen nichts als Pfauen unsanglich sind zu schauen". Dann noch eindringlicher: „Ich glaube, Ihr solltet ko men, mit uns wieder speisen und teufeln und——glau nochmals — diese Geschichte ist nicht mit den Schlei häuten, sondern einzig durch reine Verrücktheit z stande zu bringen. Aber so ist's, seit der Ankunft d Frau Kurwenal ist mir alle Macht entwunden worde dort Nuancen, — hier Nuancen, nirgends Avance Seid viel naiver: überlaßt die absolute ästhetis Vollendung dem heiligen Anton — bleibt fehlerha und Gott der Allgütige wird Euch segnen, wennglei Ihr nie ergründen werdet, was ich mit Antonio sag

nl, denn es ist reiner Unsinn, bloß zum Mutmachen."
–(Mit Antonio ist vielleicht Wagners alter Dresdner
A t Dr. Anton Pusinelli gemeint, den Schnorrs kann=
te.) Der Brief, der in überströmender Laune ge=
schrieben ist, schließt mit den Worten: „Von Herzen
E:r Löwenhüter im Pfauengarten."

Diese und ähnliche Arten von Unterzeichnung kehren
in vielen Variationen wieder. So z. B. in Briefen
a Hermann Levi: „Ihr alter guter R. W." oder
„r allerbester R. W. (Sie haben nämlich doch keinen
Bern)."

In dieselben Münchner Tage fällt folgende Anek=
de. Frau Schnorr hatte scherzend die damalige Frau
v. Bülow gebeten: sie möge dem Ungestümen „Ver=
nft" beibringen. Nach einer „hoffnungsvollen" Nach=
richt traf am 3. Juni 1865 in Reichenhall folgende
Depesche Wagners ein: „Der ‚unmusikalische Tele=
graph' weigerte sich, die rechte Weise im Dreivierteltakt
zu übermitteln, welche nun nachzulesen bittet
Wagner."

Den Schlüssel zu dieser mysteriösen Andeutung
brachte die Nachschrift eines Briefes vom 4. Juni
1865: „Malwina soll nicht immer gleich so mit ‚Un=
vernunft' um sich werfen; ich merke mir das und
räche es ihr nach.

gg gde cde gde cde gef df gfe de

(Diese Depesche weigerte man sich gestern anzunehmen)."
Mit Buchstaben hatte Wagner die heitere Melodie
(es ist die „lustige Weise" des Hirten aus „Tristan

und Isolde") notiert. Der musikalische Fortschrit
mann kehrte auf einen Augenblick in die Epoche Gr
gors des Großen († 604) zurück. Bekanntlich wi
jenem Papste die Erfindung der Buchstaben-Tonschr
nachgerühmt. Der Münchner Telegraphenbeam
scheint diese Buchstaben für eine bedenkliche Gehei
schrift gehalten zu haben; er lehnte die Beförderu
ab! —

Die „lustige Weise" hatte kurz zuvor auch Anl
zu folgender heiterer Episode gegeben. Für die Er
aufführung von „Tristan und Isolde" (in Münche
war für den Hirten ein Alpenhorn von acht Fu
Länge konstruiert worden. Der Bequemlichkeit weg
sollte es — wie die unhandlichen Musketen früherer Z
— auf eine stützende Gabel gelegt werden. D
betreffende Kammermusiker weigerte sich aber, d
Instrument zu spielen; seine Kollegen hätten ihn au
gelacht und höhnend gefragt: „Ist Deine Flinte au
geladen? Geht der Schuß bald los?" — Wagn
gab nach; er ließ die „heitere Weise" auf einer Tro
pete blasen.

Daß man Wagner das Leben in München na
seiner Berufung zu König Ludwig in mannigfachst
Weise schwer zu machen, ja zu verbittern suchte,
bekannt. Nicht lange — etwas mehr als $1^1/_2$ Jah
nur — währte daher sein dortiger Aufenthalt. Z
Illustration der Intrigen und kleinlichen Schikane
deren man sich gegen Wagner bediente, mag die Ep
sode hier erwähnt sein, daß man seitens der Köni

hen Kabinettskasse die Summe von 40 000 Gulden,
e der König für Wagner als eine Art Darlehn
stimmt hatte, in lauter Silbermünzen, die in
eldsäcken an ihre Adresse befördert wurden,
uszahlen ließ. Glasenapp sagt darüber mit Recht:
Es war dies ein Akt bewußter Perfidie, welcher
öglichst den ganzen Münchener Pöbel gegen ihn
ufzuwiegeln bestimmt war. Das ganze Verhältnis
s Münchener Philisters zu Wagner lag darin aus-
drückt; die weitere Entwickelung der Begebenheiten
ndigte sich damit an."

Was an heiteren Episoden sich während des zweiten
ufenthalts in der Schweiz in Genf und Triebschen
spielte, ist zum Teil bereits geschildert. Nur wenig
esucher durften das trauliche Triebschener Heim be-
eten. Zu ihnen gehörte der junge Hans Richter,
r damals als Gehilfe bei den Kopierarbeiten für
artituren und Stimmen den Grund legte zu seiner
äteren Vertrauensstellung im Hause Wahnfried.

Auch er war nach seiner eigenen humoristischen Er-
hlung anfangs scheu und verlegen im Verkehr mit
m Genie. Bei seinen Versuchen, die Unterhaltung
u beleben, habe er ungeahnte Qualen erlitten, da
m durchaus kein „interessantes Thema" einfallen
ollte. Eines Tages glaubte er ein solches gefunden
u haben und fragte mit schüchterner Stimme: „Wür-
en Sie mir wohl sagen, Herr Wagner, welche Oper
ie vorziehen: Tannhäuser oder Tristan?" Worauf
Wagner in ein ungebändigtes Lachen ausgebrochen sei

und, als er sich endlich davon erholt, erwidert habe „Mensch, wie können Sie eine so unsinnige Frage a mich richten?"

Allmählich wuchs der junge Musiker natürlich meh hinein in die Geisteswelt seines großen Lehrers, de damals die „Meistersinger" schuf. Als man Richte fragte, ob ihn Wagner jemals in bezug auf die An wendung der Instrumente zu Rate gezogen, erwidert Richter: „Nein, darüber brauchte der Meister keine Rat. Er wußte mehr, als irgend ein andrer. Ein einzi ges Mal kam er, mit einer noch nassen Seite seine Partitur, auf mein Zimmer, und fragte mich: ‚Glaube Sie, daß diese Phrase auf dem Horn in diesem schnelle Tempo gespielt werden kann? Ist sie nicht zu schwie rig?' Es war die Stelle aus dem Finale des 2. Aktes wo das Horn das Thema von Beckmessers Ständchen auf nimmt. Ich sah die Passagen an und versicherte ihm: ‚Gewiß kann es gespielt werden, aber es wird seltsam und näselnd klingen.' ‚Vorzüglich,' rief Wagner aus ‚das ist gerade, was ich beabsichtigt habe. Es wird sicher eine komische Wirkung machen.' — Ich mußte also mein Horn nehmen und die Stelle mehr mals spielen, jedesmal schneller als vorher. Er war entzückt; denn der Effekt war genau der von ihm ge meinte."

Hans Richter erzählt auch ein Vorkommnis aus den Anfang des Jahres 1872 aus Triebschen, wodurch wir einen eigentümlichen Einblick erhalten in die Art, wie Friedrich Nietzsche sich manchmal im Kreise der Familie Wagner zu geben pflegte. Nietzsche hielt sich ja, wie

ennt, selbst für produktiv-musikalisch veranlagt; er
onte seine musikdilettantische Neigung zum Phanta-
ien auf dem Klavier selbst in Wagners Gegenwart
it unterdrücken, so daß, wie Malwida von Meysen-
u erzählt, Wagner einmal doppelsinnig gesagt habe:
Nin, Nietzsche, Sie spielen zu gut für einen Pro-
ehr!" Richter schildert uns nun das Erlebnis eines
Abends, an dem Nietzsche eine eigne Komposition zum
Vortrag brachte, mit den Worten: „Ich lasse es mir
it nehmen, daß Nietzsches ‚Abfall' an dem Abend
einn, als wir mit der Frau Meisterin zusammen die
il gewidmeten) ‚Sylvesterglocken' spielten. Wagner
unruhig dabei, knetete sein Barett und ging vor
Schluß hinaus. An der Tür stand der ehrliche Jakob
Sticker) und sagte: ‚Das scheint mir nicht gut zu sein.'
Ich dem Schluß ging ich ebenfalls hinaus; ich fürch-
ein Donnerwetter. Aber Jakobs Kritik hatte es
beschwächt; ich fand den Meister bloß in vollem
Toben. Doch sagte er: ‚Da verkehrt man schon andert-
halb Jahr mit dem Menschen, und nun kommt er
heuchlings, die Partitur im Gewande.'" —

Wagner liebte es, durch launige Verse manchmal
schnell seiner augenblicklichen Stimmung Ausdruck zu
geben. Diese kurzen Auslassungen in gereimter Form
dürfen nicht aufgefaßt werden als höchste dichterische
Offenbarungen; aber sie sind charakteristisch für
seine humoristische Ader bei Wagner, die es ihm immer
ermöglichte, treffende Gedanken in schnell geprägter

Fassung von sich zu geben. So stammt aus jen
Tagen eine Depesche an den Sänger Hölzel
München, den ersten Darsteller des „Beckmesser", d
die zweite Strophe seiner Serenade im 2. Aufzuge
„Meistersinger" — gestrichen haben wollte. E
lautet:

„Hölzel, Hölzel, straff wie Holz!
Nichts gestrichen, immer stolz!
Wird am Schluß er ausgelacht,
Keiner es doch besser macht.
Selbst als Arm- und Bein-Zerschlagner
Tröst' er sich mit Richard Wagner."

Seinem alten Freunde Tichatschek, den er „Tschek
nannte, dem ersten „Rienzi", gratuliert Wagner eb
falls in launiger Art durch folgendes Telegramm
6. Januar 1870:

„Vierzig Jahre brav gesungen,
Manchen Ehrenkranz errungen,
Wachtelschlag und Peitschenknall
Kühn entgegnend überall,
Aller Tenoristen Schreck
Preis' ich meinen Tichatschek!"

Als dritte Probe solch improvisierten Humors fo
noch das an den Leipziger Hotelwirt Louis Kraft (Ho
de Prusse) anläßlich der überaus freundlichen A
nahme bei der Durchreise im April 1871 gericht
kleine Gedicht:

„Der Worte viele sind gemacht,
Doch selten wird die Tat vollbracht:
Was ein Hotel zum Eden schafft,
Das sind nicht Worte, sondern Kraft!

In meiner lieben Vaterstadt,
Was hab' ich dort vom Magistrat?
Der mir hier Wohn' und Wonne schafft,
Das ist der edle Wirt, Herr Kraft!

Von ihm, der mich so schön empfing,
Fortan mein rühmend Lied erkling':
Des Königtums, der Künstlerschaft
Sinnreicher Wirt, es lebe Kraft!"

Die Bayreuther Epoche

Wagner und seine Künstler

Zu Anfang des Jahres 1872 war Wagner nach Bayreuth übergesiedelt. Hier sollte er ja sein jahrzehntelang gehegtes Ideal erreichen, hier sein Leben krönen durch Erfüllung all seiner Wünsche in Hinsicht auf häusliches Glück, Gründung eines eignen Heims und Verwirklichung des Festspielgedankens.

Die Hochstimmung der Bayreuther Epoche konnte auch nicht herabgemindert werden dadurch, daß selbst in dieser letzten Lebensperiode des Meisters nicht alles nach Wunsch ging, daß auch hier ungeahnte Schwierigkeiten — vor und nach den ersten Festspielen — zu überwinden waren. Auch in dieser ernsten Zeit höchster künstlerischer Betätigung ist alles frohverklärt durch den leuchtenden Humor des Meisters, der sich allen mitteilte, mit denen er, sei es geschäftlich, sei es künstlerisch, sei es auch nur gesellschaftlich, zu tun hatte. Wie klingt es selbstgenügsam und stolz zugleich, wenn der Meister vor der Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses am 21. Mai 1872 bei der Generalprobe zur Festaufführung der IX. Symphonie von Beethoven zu Chor, Orchester und Publikum humorvoll sprach: „Hier gibt es keine Programme, keine Anoncen; an den Ecken ist nichts zu lesen; wir geben ein Konzert, wir machen Musik für uns und wollen der Welt nur zeigen, wie man Beethoven aufführt, und wer uns kritisiert, den soll der Teufel holen!" — Aus diesen Tagen der Grundsteinlegung hat uns Professor Bachrich-Wien noch eine hübsche Anekdote bewahrt. Er erzählt von der Einladung, welche ein Teil des Wiener Hofopernorchesters erhalten hatte:

„Auch an uns Wiener Musiker erging Wagners Ru
und wir folgten ihm freudigen Herzens. Wir bildet
das stattlichste Kontingent, wir waren zwanzig Ma
und wurden vom Festkomitee am Bayreuther Bahnh
empfangen. Der nächste Morgen versammelte a
Musiker auf dem Hügel, auf welchem heute das Theat
steht. Schlag 10 Uhr erschien Wagner mit seinem Stab
Als er den Hügel erklommen, schwenkte er den H
und freudig erregt rief er: ‚Wo sind meine Wiener
Mit jugendlicher Behendigkeit lief er auf uns zu, u
da ich zufällig in der vordersten Reihe stand, erblick
er mich zuerst. Er erkannte mich sofort, nahm mich
seine Arme, preßte mich an sich, und drückte auf mein
Mund — einen schallenden Kuß! — ‚So wie der hie
seien Sie mir alle herzlichst willkommen!‘ rief er übe
mütig lachend aus und drückte allen der Reihe nach d
Hände. Als ich später einmal in Wien einer junge
hübschen Dame, welche als enragierte Wagnerianer
bekannt war, diese Episode erzählte, rief sie begeiste
aus: ‚Ach, wie ich Sie um diesen Kuß beneide!‘ D
erwiderte ich voll bescheidener Dienstfertigkeit: ‚Fr
Gräfin, ich habe diesen Wagnerkuß als Partitur e
halten, doch können Sie jederzeit einen Klavierausz
von diesem Werke haben!‘“

In den ersten Bayreuther Jahren mußte Wagn
notgedrungen allerlei Reisen zu Konzertzwecken ur
zur Vorbereitung der Festspiele unternehmen. Da e
eignete sich natürlich vieles Heitere. Bei einer Banket
rede in Dresden kam der Meister auf seine dortig

Kapellmeistertätigkeit zu sprechen. Er warf einen Rückblick auf seine ersten Dresdner Jahre, wie er als ganz unbekannter junger Musiker mit einer ungeheuer dicken Partitur hierher gekommen sei: „Es war der Rienzi', der jetzt noch dann und wann als gerupfte Henne hier vorgeführt wird." Stürmische Heiterkeit unterbrach bei dieser drastischen Wendung auf Augenblicke seine Rede.

Bei der Aufführung der C-Moll-Symphonie in Hamburg hatte ein Kontrabassist wohl durch zu frühen Einsatz einen Fehler begangen. Wagner rief noch bei der Abreise aus dem Wagen: „Sagt dem Kontrabassisten, daß er in der C-Moll-Symphonie nicht wieder reinhaut."

Von einem Konzerte desselben Jahres für den Bayreuther Fonds in Köln berichtet August Lesimple: „Am Morgen des Konzerts ließ mich Wagner zu sich bitten, um die Höhe der Einnahme zu erfahren. Er begann die Unterredung mit der Geschichte von einem Kaiser — gemeint ist Alexius Comnenus —, der im Angriff stand, eine große Schlacht zu liefern. Vorher befragte er seinen Oberfeldherrn nach der Zahl seiner Streiter. ‚Ein ungeheures Heer,' erwiderte der Feldherr, ‚unübersehbare Heeresmassen.' Der Kaiser erwidert: ‚Die genaue Zahl will ich wissen.' ‚Zehntausend,' antwortet nun der Gefragte. ‚Dann bin ich zufrieden,' sagte der Kaiser; denn sie genügen.' Nun sagen Sie mir, lieber Freund, was wird das Konzert heute einbringen?' ‚Dreitausend Taler,' antwortete ich. ‚Sehr schön,' sagte Wagner, ‚dann bin ich so zu-

frieden, wie jener Kaiser, und Sie haben Ihre Sach
gut gemacht.'"

Noch eine Anekdote berichtet Lesimple von dem Ab
schiedstage. „Als ich im Laufe des Vormittags Wagne
besuchte, erzählte er mir unter fortwährendem Lache
folgende Episode. Es war am frühen Morgen in
Gasthof von einer Militärkapelle ein Ständchen ge
bracht worden; da habe er sich nur denken können, das
selbe gelte ihm, und er sei deshalb hinuntergegangen
dem Kapellmeister seinen Dank abzustatten. Zu seiner
Erstaunen habe er jedoch erfahren müssen, die Morgen
musik sei einem im selben Gasthof logierenden Genera
gebracht worden. Als der Vorfall dem General gleic
darauf bekannt wurde, habe er den Kapellmeister sofor
kommen lassen und ihn heruntergeputzt, wie er so tak
los sein könne: auf der Stelle solle er eine neue Morgen
musik dem Meister bringen. Die ganze Geschichte be
lustigte Wagner ungemein."

Auch auf anderen Reisen, die Wagner im Interess
der Festspiele während der 70er Jahre unternehme
mußte, gab es mancherlei heitere Vorkommnisse.

In Berlin, wo sich der Meister an der Einstudierun
von „Tristan und Isolde" im königlichen Opernhaus
beteiligte, begleitete ihm das Orchester meist zu stark
„Ich weiß es wohl", sagte er dann scherzend, „e
liegt nicht an Ihnen, meine Herren; ich habe es so un
geschickt komponiert, wie ich jetzt höre." —

Aus denselben Tagen erzählt Tappert in seine
Wagnerbiographie eine Anekdote, die in mehrfache
Beziehung uns das Wesen des Meisters offenbart

„m Abend sammelte sich ein kleiner, intimer Kreis
u den gefeierten Tondichter, der in ungezwungener
une aus der Fülle seiner Erinnerungen uns erheitern-
d Proben gab. Der Diener bringt eine Visitenkarte;
agner fragt mich: ‚Kennen Sie den Herrn Soundso?
as ist das für ein Mann?‘ Ich hatte keine Neigung,
n dem Betreffenden ein getreues Bild zu entwerfen,
d half mir durch einige ausweichende Redensarten.
meinte Wagner: ‚Ich will Ihnen sagen, was ich
n ihm halte: er hat sich schlecht benommen gegen
ns (v. Bülow); — das ist wohl kein guter Mensch,
mag nichts von ihm wissen.‘ Und zum Diener ge-
ndet, rief er: ‚Melden Sie, ich wäre krank, tod-
nk, ich sei gestorben, plötzlich gestorben!‘“ —

Amüsant und in hohem Grade bezeichnend ist die
nfalls aus diesen Berliner Tagen stammende Er-
lung, wonach Herr von Hülsen, dem völlig das
gan für die Würdigung Wagners fehlte, damals
n klassischen Ausspruch tat: „Nach 15 Jahren wird
n Mensch mehr von Tristan oder vom Nibelungen-
g sprechen.“

Derselbe zuverlässige musikalische Prophet gab später
Bayreuth in größter Unbefangenheit seinem Er-
unen darüber Ausdruck, wie die ganze Einstudierung
völliger Abwesenheit einer „superioren Autorität“(!)
glich gewesen wäre. — Es war ja nur ein Richard
agner gewesen, der die Proben geleitet hatte.

Die Reisen Wagners galten vorzüglich auch der
sammenstellung des Sängerpersonals. Da gab es

viel Ärger und Not. Frau Thereſe Vogl, welche a
fangs die „Sieglinde" feſt übernommen hatte, wur
„durch bevorſtehende Familienvermehrungsangeleg
heiten ſchließlich an der Mitwirkung verhindert". Wa
ner telegraphierte darauf ſogleich an Frau v. Vogge
huber-Berlin, die über ſeine Aufforderung „grenze
los erfreut" war. Aber ſchon bald darauf kam, w
Glaſenapp launig berichtet, die üble Botſchaft hinte
her: ſie habe ſich nicht von ihren Verpflichtungen b
freien können und ſei demnach außerſtande, die i
zugedachte Partie zu übernehmen. Endlich kam
heraus, daß auch ſie ſich im ‚Voglſchen Zuſtande befinde

Auch mit Emil Scaria, dem berühmten Baſſiſte
gab es ſpäter allerlei Ärgerliches, das aber eines eige
artig humoriſtiſchen Beigeſchmacks nicht entbehr
Eines Tages erſchien nämlich der Gerichtsvollzieh
in Wahnfried und verurſachte durch ſeine Meldun
viel Kopfzerbrechen über den Zweck ſeines Erſcheinen
Im Gedanken an die perfiden Kampfesmittel ſein
Gegner, aus denen er ſeinerzeit in München reichſ
Erfahrung geſammelt, ging dem Meiſter alles Mögli
durch den Kopf, bis zu ſeiner großen Erheiterung ſi
folgendes herausſtellte. Eine Dame in Wien legte a
Scarias etwaige Bayreuther Einnahmen im vora
Beſchlag: dieſe ſeien ihr verpfändet, da der berühm
Sänger ihr den nicht ganz geringen Betrag von 25 8
Talern ſchuldig ſei!! — Jetzt wußte man, weshal
Scaria für ſeine Mitwirkung ſo exorbitante Forderu
gen geſtellt hatte.

ie endlich nahegerückte Verwirklichung seines
ens-Ideales, der wirklich in Angriff genommene
fortschreitende Bau des Festspielhauses, die mannig-
gen Vorbereitungen zu den Festspielen und dazu
mit seinen Künstlern begonnenen Proben — das
gab freudige Stimmung und übte offenbar einen
dem Sinne belebenden Einfluß auf Wagner aus.
er äußerte sich sowohl im brieflichen wie im münd-
n Verkehr vielfach in heiterster Weise. Selbst die
er wieder eintretenden Behinderungen und Ver-
rungen des Werkes, das für 1874 projektiert war,
erst 1876 sich verwirklichte, konnten auf die Dauer
rohen Laune Wagners und aller Beteiligten keinen
rag tun. Sein Humor teilte sich allen mit, die am
ke tätig waren, und es trifft auch hier das Wort
Hilde Wesendonks zu: „Öde hat er nie gekannt.
egung brachte er dahin, wo er sie nicht
." —

nächst waren es seine nicht-künstlerischen, mehr
häftlichen" Freunde und Helfer, die oftmals seinen
ornenden und beglückenden Humor spüren durften:
er tatkräftige Begründer des ersten Wagner-
eins, der Mannheimer Musikalienhändler Emil
el, dann der Bayreuther Bankier Friedrich
stel und der Bürgermeister der Stadt, Theodor
cker, die Hauptrepräsentanten des „Verwaltungs-
der Bühnenfestspiele".

nil Heckel erzählt in seinem Buche: „Briefe Richard
ners. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfest-
in Bayreuth" viele bezeichnenden Züge aus den

Tagen, da der „Hort" erst gehäuft werden mußte, a
welchem die Burg „Walhall" in Bayreuth erstehe
sollte. Heckel war unermüdlich tätig im Werben v
Patronen für das Werk und im Aufbringen von Gel
Wagner durfte diesem „allervorzüglichsten Patrone
lader" daher auch mit vollem Rechte die Verse wi
men:

„Hat jeder Topf seinen Deckel,
Jeder Wagner seinen Heckel,
Dann lebt sich's ohne Sorgen,
Die Welt ist dann wohl geborgen."

Die Mannheimer Freunde nannte er „die fünf G
rechten". Gemeint war damit der Vorstand des dortig
Wagner-Vereins, der Konzerte zum Besten Bayreut
gegeben hatte. Außer diesem Kollektivnamen, schre
Heckel, hatte er jedem einzelnen einen Sondernam
verliehen. Dr. Zeroni, dessen beredtes Verständ
als Redner nach dem Wagnerkonzert des Meist
freudigen Beifall gefunden hatte, wurde „der Spr
cher" genannt; Ferdinand Langer, der um sein
Wagnerfreundlichkeit willen in seiner Stellung
Mannheimer Hoftheater beeinträchtigt worden w
„der Gemaßregelte"; ein gewisser Hänlein, d
Wagner schon in Triebschen kennen gelernt hatte, wu
als „der Triebschener", ein Herr Koch als der „Ze
monienmeister" und Emil Heckel selbst als
„Stratege" bezeichnet.

Immer hatte Wagner schnell ein treffendes W
bereit. Als ein der Wagnerschen Kunst feindlich
Konzertmeister in Mannheim es sich trotzdem ni

men ließ, an der Spitze der Gesangvereine, die
Meister ein Ständchen bringen wollten, im Saale
erscheinen, fragte er seinen Freund Heckel: „Will
mir denn eine Katzenmusik bringen?"

Die Eigenart mancher Namen bereitete dem Meister
Spaß. So schrieb er einmal: „Zeroni soll leben,
n um seines schönen Namens willen! Ja, wenn
so hießen: Gelt? Aber so. — ‚Wagner', ‚Heckel' —
usstehlich! — Aber Gott segnet uns alle, Sie wer-
erleben. — Das Haus Heckel nannte er oft die
ckelei", ebenso wie er in Briefen an den Bankier
stel „die ganze Feustelei" grüßen läßt. Dem
ellmeister Hans Richter gratuliert er bei der
urt eines Sohnes mit den Versen:

„Zu Ihrem kleinen Sohn
Nun noch ‚Gottes Segen von Cohn',
Was wollen Sie mehr Lohn
Für Welten-Spott und -Hohn?
Zu dem gut gebrüteten Ei
Gratuliert die ganze Wagnerei!"

Man sieht, daß er auch sich und seine Familie nicht
schonte und sie in diesem Falle analog den genann-
Wortbildungen bezeichnete.

Auch gestaltete er eigentümliche Namen absichtlich
anders: so Humperdinck in „Humberting", Rosen-
er in „Rosentreter" oder „Hosenträger" usw.

Die Damen der Mannheimer „fünf Gerechten" nennt
die Gerechtinnen". Wie hoch er Heckels einfache
erkeit und Tatkraft schätzte, ersehen wir aus vielen
erungen. So schrieb er ihm einst: „. . . Louis XIV.
zu Jean Bart: ‚ich wünschte mir 500 Menschen

wie Sie!" worauf dieser erwiderte: ‚Sire, das gla
ich wohl!' So hätten Sie mir etwa zu entgegn
wenn ich nur ein Dutzend Heckels mit seinen Gerecht
mir in Deutschland wünschte." — Nach einem Konz
in Köln dichtet er nach Mannheim:

„Für alle eure Sünden
Sollt ihr nun Ablaß finden,
Wenn ihr brav sammeln tut,
Dann geht's der Seele gut!
R. W. als Mönch Detzel.
(Anspielung auf Tetzel. D.

Bei dem Künstlerfeste, das Hans Makart in Wi
am 3. März 1875 Wagner zu Ehren veranstaltete, ha
sich ein Unberufener an den Flügel gesetzt und ü
Wagners Werke zu phantasieren begonnen. Da fa
dieser Heckel an den Arm und sagte: „Kommen S
Heckel, wir gehen in den Nebensaal; was soll ich mir de
meine Sachen vorspielen lassen!"

Makart selbst hatte dem Meister, wie Professor Ba
rich berichtet, eine besondere Überraschung zugeda
Er verabredete sich mit der ersten Wiener Quart
Vereinigung, der Bachrich als Violaspieler angehö
ein Lieblingswerk Wagners, das Cis-Moll-Quartett v
Beethoven, zum Vortrag zu bringen. Wagner fre
sich innigst dieser Überraschung und gab sich sicht
Mühe, den ersten Satz zu genießen. Indessen herrsch
wie Bachrich erzählt, „im Saale eine so lebhafte U
ruhe, ein fortwährendes Flüstern und Tuscheln, R
schen, Geklirr, Stühlerücken usw., daß Wagner n
dem ersten Satze zu uns trat und mit sarkastisch

ln sagte: „Nun aber nichts mehr; wir wollen die Perlen nicht weiter verstreuen und sie lieber ns behalten, nicht wahr?" Darauf drückte er von uns die Hand, dankte freundlich und zog ald zurück.

s im Laufe des Abends ein bekannter Bühnen- rtsteller bemerkte, so wie Wagner sei das deutsche ikum noch nie einem großen Lebenden entgegen- knmen, antwortete Wagner mit Humor: „Ja! Sultan, und der Khedive von Ägypten haben onatscheine genommen." Dann sagte er, sich zum meister Gottfried Semper wendend: „Ich weiß einige, die ernsthaft für die Sache wirkten und n. Das ist Frau von Schleinitz in Berlin (jetzige in v. Wolkenstein-Trostburg), Gräfin von Dön- in Wien und da mein Heckel, der die Leute von andern Seite anpackt. Arbeiten die andern von nach unten, so Heckel von unten nach oben." —

s war dies zu derselben Zeit, als „Lohengrin" in n in Anwesenheit Wagners neu inszeniert wurde. fessor Bachrich schildert ein überaus charakteristisches heiteres Vorkommnis aus jenen Tagen, wie folgt: rt der Handlung: der Orchesterraum der k. k. Hof- in Wien. Es wird „Lohengrin" neu inszeniert, ard Wagner sitzt am Dirigierpulte. Er richtet an und Ortrud einige Bemerkungen wegen des lusses ihres Duettes im zweiten Akte, und läßt das hspiel vom Orchester ausspielen. Die Streicher, mentlich die Geiger, nehmen sich dermaßen zu-

sammen, daß der Meister erstaunt über den schl
warmen Ton der Wiener Geiger sich umwendet
meint: „Sie haben ja das viel schöner gespielt, al
es komponiert habe." Und als am Abende der
stellung das Nachspiel des Duettes kam, legte Wa
seinen Taktstock aufs Pult, ließ das Orchester selbstä
allein weiterspielen und lächelte vergnügt über di
seinen Spaß, dem Orchester sein großes Vertrauen
dem Publikum, in dieser Form, auszudrücken.
das Nachspiel zu Ende war, brach ein solch stürmi
Beifall aus, daß Wagner unterbrechen, sich erhe
und danken mußte. Darauf sagte er zu den ihm zun
sitzenden Musikern: „Mir kommt vor, es gefällt
Publikum noch besser, wenn ich nicht dirigiere!"
Dann lachte er amüsiert und gab das Zeichen z
Weiterspielen.

Während einer Probe des „Tannhäuser" in
Wiener Hofoper dirigierte Wagner die Ouvertüre
sichtlichem Behagen. Beim Eintritte des Alleg
tempos, wo die Violen mit ihrem wildbewegten
tive den ersten Einblick in den Venusberg gestatt
klopfte der Meister plötzlich ab, wandte sich zu
Violaspielern und sagte: „Vor mir war die Viola
Orchester immer nur das Aschenbrödel. Während
anderen Instrumente stolzierend einhergingen,
man die Viola nur Linsen klauben, — begleiten u
ausfüllen! — Dies muß jetzt anders werden,
meine Herren, sollten mir's danken, denn ich habe
zu Menschen gemacht! Also drauflos und mit Schwung
Bachrich, dem wir ebenfalls die Mitteilung die

Anekdote verdanken, setzt hinzu: „In den späteren Werken, z. B. im „Tristan" müssen dem Meister die Violaspieler schon als Übermenschen vorgeschwebt haben!"

Während eines andern Wiener Aufenthaltes — bei dem Konzert am Nachmittage des 6. Mai 1875 — erzählte sich nach Professor Bachrichs wörtlichem Bericht folgendes: „Ganz versessen waren die Wiener darauf, Wagner ‚sprechen' zu hören. Sie lärmten nach jedem Stücke so lange, bis er vortreten und wirklich sprechen mußte. Er stand neben mir, und als er die Absicht des Publikums endlich merkte, sagte er unwirsch: ‚Was soll denn dies Schwätzen, dazu haben wir wirklich keine Zeit!' Dabei merkte ich aber, wie seine Augen unruhig nach dem geeigneten Thema umherspähten. Im Saale wurde es immer düsterer, es fing an zu blitzen, und man hörte des Donners harte Schläge bis in den Saal hinein, — Wagner hatte sein Motiv zum Sprechen gefunden. Er trat vor und sagte:

„Meine sehr Verehrten! Nehmen Sie meinen innigst gefühlten Dank für diese große Gunst, welche Sie meinem Werke entgegenbringen. Das gibt mir Mut und Hoffnung für das Gelingen meiner großen Lebensaufgabe. Nun horchen Sie mit mir, wie selbst der Himmel sich dreinmengt und mit der elementaren Gewalt des Donners mir zuruft: In diesem Zeichen wirst du siegen!'

In diesem Momente ward es plötzlich hell im Saale; wenn auch noch nicht mit der Elektrizität, konnte man doch durch eine geschickte Vorrichtung unsern Konzertsaal

rasch beleuchten. Man macht sich kaum eine Idee v
dem Jubel, der nun ausbrach; ja sogar wir Musiker, die
mal vom Publikum fortgerissen, schlugen dröhnend a
unsere Instrumente, wie einst die Longobarden mit ihr
Waffen klirrten, wenn sie ihren Häuptling ehren wollte

Nach dem ‚Trauermarsch', dieser in Tönen gema
ten Biographie Siegfrieds, blieb das Publikum wie e
drückt unter der Wucht der ernsten Klänge. Da, m
einem Male, braust es wie ein Sturm durch den Saa
man wollte das Stück wiederholt hören. Nach lange
Zögern entschließt sich der Meister dazu. Da ereign
sich Unerwartetes. Einer der Bläser im Orchester e
hebt sich plötzlich, gestikuliert mit seiner Klarinette w
verrückt, und über unsere Köpfe hinweg redet er in e
regtem Flüstern auf Wagner ein. Der Meister verste
selbstverständlich nicht ein Wort und ersucht mich z
erforschen, um was es sich eigentlich handle? Ic
drängte mich durch zu dem Bläser, und ich erschrak, al
ich ihn verstand. Aber wie dem Meister das hinte
bringen? — Es mußte sein. Ich meldete: Alle Bläse
erklärten einstimmig, sie wären zu sehr ermüdet, um de
„Trauermarsch" wiederholen zu können, um so meh
als auf dem Programme noch die große schwierig
Schlußszene der ‚Götterdämmerung' stünde. Si
bäten den Meister überhaupt um eine längere Pause
zumal sie am Abend im Theater die Oper ‚Die Afri
kanerin' von Meyerbeer zu leisten hätten. (Das Kon
zert fand, wie gesagt, am Nachmittage statt.)

Der Meister blickte mich verständnislos an, doch bal
gefaßt, schüttelte er das Haupt und sagte bloß: ‚Schade!

Das Publikum hatte sich indessen beruhigt, denn es
gubte, der Meister verständige sich mit dem Orchester
ngen der Wiederholung des Stückes. Als es aber
rkte, daß es dazu nicht kam, erneuerte es lärmend
n Verlangen. Da erhob sich der Meister und betrat
smal freiwillig die Rednerbühne. Mit dem naivsten,
üchternsten Ausdrucke in Stimme und Gebärde
ach Wagner:

„Ich bin wahrlich in Verlegenheit, wie ich Ihnen,
ine Verehrten, das mitteilen soll, worüber Sie ebenso
erraścht sein müssen, wie ich es gleichfalls bin. Ein
il des Orchesters weigert sich, die eben vorgetragene
ene zu wiederholen, mit dem Bedeuten, daß sie am
end im Theater die Oper: „Die Amerikanerin" —
ube ich — aufzuführen hätten. — Fügen wir uns
m höheren Willen!'" —

Heckel, der nicht nur während dieser Wiener Tage,
dern auch sonst bei Wagners Reisen viel um ihn
r, berichtet in seinen schon genannten „Erinnerun-
n" noch mancherlei von der heiteren Stimmung, in
r sich der Meister in jener Zeit oft befand. Wenn er
sonders gute Laune hatte, spielte er wohl seinen
eunden unaufgefordert etwas vor. So weckte er
ast bei einem Besuche in Mannheim die Familie Heckel
rch den „Pilgerchor" aus dem „Tannhäuser". In
ahnfried kam man in Liszts Gegenwart auf die besten
alzer aus älterer Zeit zu sprechen. Wagner spielte
lche von Lanner, und Liszt solche von Strauß aus
m Gedächtnis. Man tanzte dazu, und die anwesenden

Frau von Meyendorf meinte: „So gut hat man m
noch nie zum Tanze aufgespielt, Wagner und Liszt a
Tanzmusikanten!“ —

Eines Abends, als Josef Rubinstein Wagne
„Amerikanischen Festmarsch“ vorspielte, sagte d
Meister, er habe dafür seinerzeit ein sehr anständig
Honorar erhalten. Dabei holte er aus der Weste
tasche ein Fünf-Centstück und gab es Heckel: „D
das habe ich von dem Honorar noch übrig, das schen
ich Ihnen. Alles andere hat Feustel bereits ve
wendet.“

Prof. Franz Muncker, der Sohn des Bürgermeister
berichtet, Wagner habe, über sein persönliches Ver
hältnis zu diesem Tonstück befragt, mit Humor erwider
„Ja, wenn ich nicht so viel dafür kriegte!“ Ähnlich e
zählt August Lesimple, er habe bei Empfang des Tel
gramms aus Amerika, in dem von dem starken Erfol
des Stückes die Rede war, gesagt: „Wissen Sie, wa
das Beste an dem Marsche ist? Das Geld, das ich da
für bekommen habe.“

Schon an die Abholung des Manuskripts dies
Marsches knüpft sich eine vielerzählte Anekdote. Al
Motto des Tonstücks hatte der Meister das Goethe
wort gewählt:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Wagner verstand kein Englisch, die Delegierten weni
Deutsch. Einer verwechselte beim Hören der Goetheschen
Motto-Verse das Wort „erobern“ mit dem eng
lischen to rob = „erräubern“, und Wagner lachte spät

oft über diese, durch ihn in den Text der Faust-
tung gelangte Variante.

twas anders erzählt R. Frhr. von Seydlitz diese
kdote. Danach war es der amerikanische Gesandte
Berlin, dem Wagner den Sinn der Goetheschen
se und besonders des Wortes „erobern" zu erklären
euchte. Der Gesandte stand unmutig auf und rief:
uber? Uir sind keine Rauber!"

ine Episode, wobei das Geld eine Rolle spielt, er-
ietete sich später bei den Parsifal-Proben in Bay-
h 1882, wo der Meister dem Darsteller des Am-
as, Theodor Reichmann, der seine Aufgabe ganz
seinen Vorschriften sehr glücklich gelöst hatte, ein
Zehnmarkstück verehrte und dabei bemerkte, er
es nur ruhig nehmen: Schnorr habe seinerzeit
München für den „Tristan" nur einen Taler be-
kommen.

Solche Scherze liebte Wagner, wenn irgend ein Ge-
lingen ihn erfreut hatte. Als die ersten Festspiele nach
ungeheuren Mühsalen und trotz mancher Unzulänglich-
keiten dennoch geglückt waren, schrieb er auf ein seinem
treuen Helfer Heckel gewidmetes Bild das knappe,
aber bezeichnende Urteil:

„O Freund Heckel
Es war doch gut!"

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die Freunde
auch manchmal grimmige Laune und augenblickliche
heftige Ausbrüche von Ärger des Meisters über sich
ergehen lassen mußten. Als es über die Art der Deckung

des Defizits der 1876er Festspiele zu Meinungsv
schiedenheiten kam und Heckel eine andre Ansicht v
trat, als der Meister, mußte er „einen Sturm über
ergehen lassen", der lange fortdauerte. Wagner n
nicht zu beruhigen, und Heckel saß still da. Plötzl
sagte Wagner: „Jetzt ärgere ich mich die ganze Ze
und er sitzt ganz ruhig da und läßt sich erzählen." Zu
Maler Joukowsky gewandt, fügte er dann bere
halb humoristisch bei: Sehen Sie, so macht er mir's!"

Auch mit den andern „geschäftlichen" Helfern u
Freunden in der Zeit des „werdenden Bayreuth" k
es manchmal zu Zusammenstößen, die stets ausgeglich
wurden durch gegenseitiges Entgegenkommen u
durch das gemeinsame Bewußtsein, an einem Kultu
werke von höchster Bedeutung mitzuarbeiten. Freil
war hier ein geringeres Feld für die Betätigung d
Humors, als im Verkehr mit den Künstlern, wo s
ja viele heitere Situationen und Vorkommnisse ga
unwillkürlich, wie von selbst gestalten, während l
allem, was mit „Verwaltung" zusammenhängt, d
trockene Materie vorherrscht. Dennoch bemühte s
Wagner, gerade diesen trockenen Verhandlungen d
heiterste Seite abzugewinnen und sich die Freun
freundlich gesinnt zu erhalten.

Friedrich Feustel wird von Wagner gleich i
Beginn der Bekanntschaft als „eudämonisch" bezeic
net. „Ja, meine Bayreuther, das ist der rechte Schlag
— Damit war natürlich auch der vortreffliche Bürge
meister Theodor Muncker gemeint, den Wagn

egen seines geraden Sinnes und seines naiven, natür-
hen Empfindens ebenfalls sehr hoch schätzte. Eben
eses Naive, aber Sichere und Richtige im Gefühl
lcher Freunde gefiel dem Meister; er wollte „gesunde
inne und fühlende Herzen" haben. Gegen Menschen,
e das Wissen nur um der „Bildung" willen besaßen,
gte er Antipathie. Als ihm Heckel einmal die Ab-
ht kund gab, durch das Studium Schopenhauers
h seine Werke auch auf anderm Wege zu erschließen,
lachte er ihn aus: „Warum nicht gar, Heckel, be-
ahren Sie sich Ihren gesunden Menschenverstand!"

So bewegte sich auch sein Verkehr mit Feustel und
uncker in jovialsten Formen. In den Unterschriften ver-
iedener Briefe legt er sich oft ein dem Inhalt gerade
tsprechendes Attribut bei, wie „Ihr allergehorsamster
lient", oder, als viele Festspiel- und Zahlungsan-
legenheiten zu ordnen waren: R. W., „Theater-
rektor", ferner „auch bald Schiffskapitän" (im Hin-
ick auf die vielen Reisen Feustels, der sein Schiff so
lten in Bayreuth vor Anker lege). Daher nannte er
n auch einmal „den fliegenden Holländer von Bay-
uth" und sagte: „O mein Freund, daß Sie vor-
ben, in Bayreuth zu wohnen, ist wirklich kühn! Man
mme nur hierher, um sicher zu sein, an den einzigen
rt zu kommen, wo Sie nicht sind."

Feustel erhielt am 29. Mai von Wagner eine Me-
ille mit folgender Widmung:

„Verachtung allen Canaillen, —
Den Freunden schöne Medaillen!
Lacht mancher falsch ins Fäustel
Ist niemand echter wie Feustel;

Drum meiner Köpfe neusten
Verehr' ich dem Getreusten
Der ganzen Bayreutherei:
Wär' er nur öfter dabei!

Als Muncker eine für Wagner mühselige und ko
spielige Angelegenheit in zufriedenstellender Weise g
ordnet hatte, schreibt er ihm weiter nichts, als: „Au -
au — ausgezeichnet." Der bereits betonte Sarka
mus gegen Behördliches und Offizielles tritt hervo
in der köstlichen Einladung, die Wagner am 6. Janu
1875 auf dem bürgermeisterlichen Amtszimmer z
Bayreuth schrieb, wo er ihn persönlich aufgesuch
wegen der gleichzeitigen Magistratssitzung aber, d
Muncker leiten mußte, nicht angetroffen hatte:

„Mit Respekt vor der heiligen Magistratssitzun
bin ich gewichen, ohne jedoch den herzlichen Wunsc
verheimlichen zu können, daß der Herr Bürgermeiste
mit Familie uns heute abend die Gelegenheit z
einer gemütlichen Unterhaltung geben möchte.

Allerergebenst
Richard Wagner.

Gegeben im allerheiligsten Bürgermeisterzimmer.

Gegen die niedere Beamtenschaft erwies sich Wagne
stets dankbar. So pflegte er am Silvesterabend di
Bayreuther Polizisten für die Dienste, die sie ihm bzw
dem Festspiel-Unternehmen leisteten, durch Geldge
schenke zu belohnen. Im Jahre 1875 war das Geld
geschenk begleitet von dem Gedicht „Es lebe die Polizei!

„Gedenk', o Mensch, der Polizei,
Daß nie sie Dir auffässig sei!

Sie wirkt und webt, sie schafft und stopft,
Wenn wild man an die Türen klopft.
Wer Großes will, sei auf der Hut,
Stell' mit der Polizei sich gut,
Wär' er auch noch so sehr gerecht,
Er stünde mit der Menschheit schlecht!
Drum bitt ich den Herrn Bürgermeister,
Daß dieses Zettels Leim und Kleister
Zu groß und kleinen Klößen
Er würdig mög' auflösen,
Daß jeder was bekomm',
Der würdig, brav und fromm!"

Manches Lustige über die Vorproben mit dem ersten ger des „Siegfried", Georg Unger, erzählt Pro- r Julius Hey, der als Gesangsmeister nach Bay- h berufen war. Unger, den Wagner wegen seiner htigen Reckengestalt durchaus für den Siegfried mmt hatte, mußte gewissermaßen ab ovo in den en Gesangsstil eingeführt werden; er erwies sich t allzu belehrbar, aber des Meisters Geduld war ieſem Falle sehr groß. An den Proben mit Hey, f Rubinstein und dem Genannten beteiligte sich gner öfters. Er stellte mit meisterlichem Geschick „Mime" dar. Manchmal schlug ihm dabei die mme um, worüber er selbst herzlich lachte und die ern dabei mit fortriß. „Ein Amboß ist nicht da, — in soll ich mich verkriechen?" — rief Wagner mit ischer Geberde aus.

Dann belehrt er Unger über die Darstellung der chtlosigkeit Siegfrieds, der in unerschütterlicher Ge- tsruhe verbleiben muß, was Mime ihm auch an gruse-

ligen Geschichten erzählen mag. „Als ob Sie, ein kr
strotzender Leipziger Thomasschüler, bei Ihrer er
Fußwanderung durch die sächsische Schweiz beim A
stieg zum ‚Kuhstall' von einem redseligen Sachsen vor
fährlichen Stellen wären gewarnt worden — und t
Manne dann herzhaft ins Gesicht lachten — so ungef
muß der Eindruck sein, den Mimes abschreckende D
stellung auf Siegfried macht." — Mit so drastischer
lehrung und so fröhlichem Humor erreichte er viel
seinen Sängern.

Eigenartig ist auch der Charakterzug Wagners, se
tragische Momente und solche starker Ergriffenheit
seinen Künstlern mit einem Scherzwort zu unterbrech
Wohl schätzte er Begeisterung und Hingebung für se
Werke sehr hoch; aber er wollte, daß die Künstler
und hinter der Bühne lediglich Ausführende seien u
sich nicht gar durch lange Pausen persönlicher Bew
derung des Kunstwerks in ihrer Pflicht vernachlässigt
So erzählt Felix Mottl, der damals als Korrepeti
fungierte, er sei bei der Todesverkündigungsszene
Brünnhilde in der „Walküre" vollständig überwält
und lauschend auf der Bühne stehen geblieben. Wag
sagte darauf lächelnd: „Was sind das für Sentim
talitäten? Die Rührung überlassen wir denen
draußen" (dem Publikum); „wir hier oben wiss
wie das gemacht wird und müssen den Kopf oben
halten."

Aus der Zeit des werdenden Bayreuth hat uns
bekannte Dessauer Hofballettmeister Richard Fri

Anekdotisches berichtet in seinem Buche „Bayreuth reißig Jahren". Die Vortrefflichkeit und Vielseitig- dieses künstlerisch verständnisvollen Mannes hatte ner schon früh erkannt. Bei einem Besuche des Des- Hoftheaters war ihm neben der rein choreographi- Kunst auch vor allem sein ausgesprochenes Regie- t aufgefallen und gerühmt worden. Einen solchen n konnte er in Bayreuth brauchen; er lud ihn in eichelhafter Form ein, ihm zu helfen und präzisierte r, nachdem er Frickes vielseitige Talente („Fricke ist ausendsassa, der alles kann, tanzen, geigen und auch Musik selbst dazu machen!") kennen gelernt, dessen abe mit den Worten:

„Sehen Sie, ich habe keinen Regisseur, keinen Ober- Unterinspektor, keinen — Gott weiß was. Sie en mir alles sein!"

d der Versuch glückte. Es entspann sich sogar, da e über angenehme Umgangsformen und eine gute ung verfügte, eine Art intimen Verhältnisses zum e Wahnfried, zumal ihm auch der Tanzunterricht Wagnerschen Kinder anvertraut wurde. So gab ährend der Probezeiten 1875 und 1876, wo auch ndern Künstler bereits in Bayreuth eingetroffen n, einen angeregten Verkehr, dem Wagner mit m schlagfertigen Witz den charakteristischen Stem- aufdrückte.

leich als Fricke in Bayreuth angekommen ist, fällt dieser jugendlich-frische Humor auf. Es gab man- Scherz. Als ihn Wagner einst in seiner Wohnung chte, saß der Ballettmeister in seiner „Hausklei-

dung" da. Diese bestand aus einem Reiseplaid als Sch
rock, der, einfach umgehängt, am Hals mit Nadeln
gesteckt und an den Hüften von einem Lederriemen
gehalten wurde. Eine solche Art des Mantels h
Fricke für sehr praktisch. Wagner ward durch das
gewohnte dieser Bekleidung sehr belustigt. „Er be
mich", erzählt Fricke, „von allen Seiten, wie ein K
tut, wenn es etwas Seltsames und Neues erblickt: „
sind doch ein Tausendsappermenter!" — Wenn Fr
in vertraulicher Unterhaltung Schnurren aus sei
Kinderzeit erzählte, schüttelte sich Wagner vor Lac
und sagte: „Jetzt geht erst mein Kopfweh weg;
sind ein guter Doktor".

Als man einmal beim Anhören der Parademusik
Hofgarten auf Mendelssohn zu sprechen kam, des
Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum"
spielt wurde, meinte Wagner launig: „Der Mann
schöne Sachen geschrieben, der Eingang ist schön,
Trio aber nudelt und nöhlt sich in der langweilig
Weise fort und wird nicht fertig".

Daß Fricke eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft ha
erregte das Erstaunen Wagners. Zu den Festspie
waren u. a. Wilhelm Scholz und Ernst Dohm,
Männer des „Kladderadatsch gekommen. Dohm
hörte bekanntlich zu den eifrigsten Agitatoren für
Wagnersche Kunst. Als Scholz gerade mit Fricke spra
kam der Meister dazu und hörte, daß Scholz sein
Ballettmeister duzte. „Nein, dieser Fricke!" sagte W
ner, „er ist mit aller Welt bekannt".

Heitere Intermezzi ereigneten sich natürlich währe

Proben. Als Franz Betz den Meister fragte, wie
im zweiten Akt der „Walküre" als Wotan beim Er-
inen Frickas Stellung zu nehmen habe: „Wo tritt
Fricka auf?" antwortete Wagner: „Links, der Teufel
kommt immer von links."

Den jungen Musikern, welche sich mit ihren Klavier-
auszügen hinter den Kulissen niedergelassen hatten,
rief er im Vorbeigehen: „Müßt ihr denn die alten
Partekten in der Hand haben? Könnt ihrs noch
nicht auswendig?" Als die Orchestermusiker sich bei
einer Rheingoldprobe über Zugluft im Orchester-
raume beklagten, rief er: „Ich habe die Oper (!)
komponiert und nun soll ich auch noch die Fenster zu-
machen!" Mit dem Ausdruck „Oper" ist auf das Köst-
lichste die Leichtfertigkeit ironisiert, mit der damals
die neueren Werke noch als Opern bezeichneten.

In den Proben selbst beteiligte sich Wagner in leb-
haftester Weise. Er bemühte sich, den Künstlern seine
Intentionen durch persönliches Beispiel so deutlich
zu machen als nur möglich. Bei einer Siegfriedprobe
hatte er sich in der Szene, wo Siegfried mit dem neu-
geschmiedeten Nothung den Amboß spaltet, so daß
Mime furchtbar erschreckt zur Erde fällt — um dies
dem Darsteller des Mime zu zeigen — so schnell und
mit Gewalt nach rückwärts geworfen, daß er Fricke
gegenüber klagte, wie ihn seine Hüfte schmerze „und
zwar, was tiefer sitzt".

Die Schwimmproben der Rheintöchter und der
Sturz Alberichs von der Klippe in die Tiefe (im „Rhein-
gold") verursachten anfangs arge Schwierigkeiten.

Hill-Alberich war erst zu dem Wagnis zu bewege
als man ihm versicherte, mit Brandts Maschinerien s
es ein „wahres Vergnügen, zu stürzen; man läge, w
in Abrahams Schoß". — Auch die „Rheintöchter
(Lilli und Marie Lehmann und Minna Lammer
wollten nicht in die Schwimmapparate. Erst auf ene
gisches Zureden wagte Marie Lehmann die Fahrt i
dem Apparat. Lilli Lehmann folgte und schließlich au
Minna Lammert. Als alles geglückt war, und di
Damen die Maschinen verlassen hatten, dankte ihne
Wagner unter Freudentränen und — „knutschte si
weidlich ab", wie Fricke berichtet.

Von einem sehr persönlichen, heiteren Eingreife
Wagners bei einer „Walküren"-Probe erzählt de
selbe Gewährsmann u. a.: „Höchst interessant un
komisch war es, als Fräulein Scheffsky (Sieglinde
bei den Worten: „Wehre dem Kuß des verworfene
Weibes nicht" sich dem Siegmund nicht inbrünsti
genug an den Hals warf. Wagner machte es ihr vo
mit einem Schlage hing der kleine Wagner an de
großen Niemann Halse, daß dieser beinahe schwankte
— die Fußspitzen Wagners berührten kaum noch de
Boden in diesem Momente. Er sang dazu die betreffend
Stelle, riß Siegmund herum und sagte: „Hier wechsel
ihr Beide zugleich auch die Plätze." — Wagner lie
los, und als er an mir vorbeikam, sagte er: „Da
machen die Frauenzimmer nicht gern, sie denken, si
kriegen keinen Mann." — Im selben Augenblicke ha
Hunding einzusetzen: „Wehwalt, Wehwalt, steh mi

zu Streit". „Herrgott, reißt der Kerl das Maul auf", sa[illegible]e Wagner.

[illegible]s war geradezu ängstlich mit anzusehen, mit welcher L[illegible]haftigkeit dann Wagner oben auf Bergeshöhen (im H[illegible]tergrunde der Bühne) den Kampf leitete. Nie[illegible]nn wendet sich ab: „Gerechter Himmel, wenn er n[illegible] herunterginge; wenn er fällt, ist ja alles aus." A[illegible]r er fiel nicht; er sprang mit seiner dicken Backe, d[illegible] noch durch Watte und ein dickes Tuch verbunden n[illegible], wie eine Gemse ins Tal.

Der Meister hatte nämlich in dieser Zeit durch Ge[illegible]sitsreißen hart zu leiden. Aber der Drang, alles selbst zu leiten, trieb ihn immer wieder aus dem Heim ins F[illegible]tspielhaus. Dann vergaß er alle Schmerzen, sprang d[illegible] hohen Felsstücke auf und ab und arrangierte nach M[illegible]glichkeit, so daß der Arzt meinte: „Diese Prozedur k[illegible]n möglicherweise gut für seine Gesundheit aus[illegible]sagen. Er bringt sich in Schweiß und nimmt eine P[illegible]rdekur mit sich vor".

War alles geglückt, so wie es der Meister gewünscht h[illegible]te, dann erwies er sich in aufmerksamster und meist h[illegible]noristischer Art dankbar gegen die Künstler. So h[illegible]te er nach dem glücklichen Gelingen der Rheintöchter-S[illegible]wimmprobe für jede der drei Künstlerinnen einen B[illegible]umenstrauß in das Schwimmlager gelegt. Karl H[illegible], der Darsteller des Alberich, aber erhielt eine F[illegible]sche Champagner, den man „Rheingold-Sekt" ge[illegible]auft hatte.

Wenn die Künstler in ihrem Übermute aber des

Guten zu viel getan hatten, so konnte er auch ärgerli
werden. So z. B., als ihm von einem lustigen Gelag
berichtet worden war, zu welchem August Wilhelm
der berühmte Geiger und erste Konzertmeister i
Nibelungen-Orchester, geladen und wofür er ein Fa
edelsten Rheinweins gespendet hatte. Dabei war e
scharf hergegangen, und man hatte sogar erzählt, z
letzt seien im Taumel der allgemeinen Verbrüderun
und Begeisterung alle Gläser zerschlagen worden. A
Fricke am Morgen darauf nach Wahnfried kam un
auf Wagners Vorhaltungen das Bacchanal entschuld
gen wollte, erwiderte Wagner: „Das mußten Wilhelm
und Hans Richter wissen, daß man einen so schwere
edlen Dessertwein nicht zu einer Kneiperei geben darf.

Aber solche tragikomischen Intermezzi waren bal
vergessen. Wagner bewahrte all seinen Künstlern stet
den aufrichtigsten Dank, und zumal Fricke durfte si
noch mancher Gunst erfreuen. Als dieser einen tüch
tigen Ober-Garderobier — Fischer aus Coburg —
empfohlen hatte mit den Worten, es sei ein tüchtige
Mensch, meinte Wagner: „Nun, wenn er ein so tücht
ger Schneider ist, wie wir zwei, dann wird er sein
Stellung schon ausfüllen." — Auf eine Photographi
schrieb er:

„A Maître Fricke.

Chantons
Dansons
Les Nibelons".

Und beim Abschied widmete er „seinem teue
sten" Richard Fricke noch ein Bild und ein Exempla

de Dichtung des Nibelungenringes mit den Verſen: „mer Ballettanzen — mit den Nibelungen im Nzen."

ehr drollig nimmt ſich in den Frickeſchen Aufzeichngen deſſen abgeſagte Feindſchaft gegen den Rieſenrm aus. „Der Drache iſt angekommen", notiert er ſi in ſein Tagebuch. „Als ich ihn ſah, flüſterte ich Dpler zu: ‚In die allertiefſte Rumpelkammer mit d Luder! Weglaſſen! An dieſem Wurm gehen w zugrunde. Und dieſer Drache koſtet 500 Pfd. Sterling!'"

lus der Bayreuther Probenzeit erzählt auch der nger Eugen Gura ein hübſches Erlebnis, wodurch gner ſehr beluſtigt wurde. Es war plötzlich eine e Hundeſteuer in Bayreuth eingeführt worden. Auguſt Wilhelmj davon hörte, ließ er alsbald in ſe Wohnung am Markte eine ganze Schar ſolcher erfüßler kommen. Gura erzählt nun: „Es mußte hl dem Wiesbadener Zauberer inmitten ſeiner blenden Schar angſt und bange geworden ſein, denn in den nächſten Tagen war er mit Eifer und Beredſamkeit darauf bedacht, einigen Orcheſterkollegen das nſchenswerte Zuſammenleben mit einem Hunde zu denken zu geben. Die Art und Weiſe, wie Wilhelmj i ſeinem Frankfurt-Wiesbadener Dialekt ſich den Freunden vom Orcheſter als Hundeliebhaber vorſtellte, regte bei dieſen den fröhlichſten Humor, derart, daß ch Meiſter Wagner davon vernehmen mußte, der n Geiger veranlaßte, bei einem launigen Mittag-

essen in Wahnfried vor seinen Augen die Szene a
den Fenstern von Wilhelmjs Wohnung zu wiederhol
Mit Zuhilfenahme seines auffallenden Frankfur
Dialekts und der lebendigen Pantomime zeigte W
helmj, wie er, an eins seiner breiten Fenster treten
einen Hund bei beiden Vorderfüßen zu fassen pfle
mit den Worten: ‚Hier empfehle ich Ihne eine ga
besonders feine Rasse! Wolle Se diesen hochfein
Pudel? Hier kenne Se auch e Dackel habbe, oder
ich Ihne e Affepinscher offeriere?‘ — So zeigte W
helmj unter gesteigerten Humorausbrüchen Wagne
in pantomimistischer Darstellung, wie er sich als leide
schaftlicher Hundekenner und Hundefreund seinen Freu
den vorstellte.“ — Identisch mit dieser Anekdote schei
mir diejenige zu sein, welche der Kammermusik
Bernhard (Meiningen), der lange im Nibelunge
Orchester wirkte, berichtet: „Wilhelmj war es au
gefallen, daß man so viele Hunde an seiner Wohnu
vorüberführte. Man sagte ihm, es geschehe wegen d
neuen Hundesteuer: viele Leute wollten ihre Hun
nicht behalten und führten sie zum „Wasenmeiste
(= Schinder) zur Tötung. Wilhelmj kaufte ein Dutze
Hunde und schenkte sie einzelnen Musikern, welche
alle mit zum Festspielhaus hinaufnahmen und währe
der Probe in eine an der Bühne angebrachte Brette
halle einsperrten. Beim ersten Piano im Orchest
hörte man nun die ganze Gesellschaft laut bellen un
alsbald wurde sie in Freiheit gesetzt. Als Wilheln
sein Violinsolo spielte, kam Wagner auf der Bühn
dem Orchester immer näher und sagte nach Schluß de

Jos zu Wilhelmj: ‚Sehr schön, sehr schön! Sollen
nu einen neuen Hund bekommen!'"

Auch Felix Mottl gehört zu denjenigen, welche
einige heitere Erlebnisse aus der Bayreuther Proben-
ze aufgezeichnet haben; er erzählt: „An einem be-
so ders heißen Nachmittage hatten wir eine Probe
de ersten Aktes der ‚Walküre'. Ich hatte es über-
nommen, das Zeichen zum Aufspringen der Tür
(‚siehe, der Lenz lacht in den Saal') zu geben. Ich
sa den Meister auf der Bühne herumgehen, als ob
er etwas suchte. Sofort fragte ich ihn, ob ich ihm mit
et as dienen könnte, worauf er sagte, daß ihm ein
Gl s Bier sehr erwünscht wäre. Ich lief in die gegen-
üb rliegende Restauration und kehrte bald stolz mit
mi nem Kruge zurück. Inzwischen war aber der Mo-
me nt gekommen, wo die Tür hätte aufspringen sollen,
na, da ich nicht dabei war, unterblieb. Als ich ankam,
di nerte mich der Meister mit den Worten an: ‚Sind
Sie hier als Kellner angestellt? Sie haben die Zeichen
a der Bühne zu geben. Trinken Sie Ihr dummes
Ze selbst!" Solche Aufwallungen waren bei ihm
ni hts Seltenes. Als ich einmal bei ihm zu Tisch ge-
le en war, sprach ich das Wort ‚Sieglinde' mit der
fi chen Betonung auf der zweiten Silbe aus, was ihn
sc r erzürnte und zu heftigen Ausfällen gegen die
Ö terreicher veranlaßte, die jeden Sinn für die deutsche
Sprache verloren hätten. Sah er, daß der Schuldige
ihm wie geknickt dasaß, so kam er, klopfte ihm freund-
li auf die Schulter und sagte: ‚Na, Kindchen, so

schlimm wars nicht gemeint. Jetzt wollen wir wied
gute Freunde sein!' Wagner war überhaupt von ein
unaussprechlichen Güte und liebte es, nach der Arbe
mit seinen Künstlern im gemütlichen Gespräche z
sammenzusitzen. Dann kam auch sein nie versiegend
Humor zur Geltung. Als es einst bei einer solchen Ve
sammlung in der Theaterrestauration ziemlich spät g
worden war, erschien er plötzlich auf der oberen Galeri
Er hatte ein Bärenfell um seine Schultern gelegt, tru
einen Helm auf dem Kopf und einen Spieß in d
Hand und sang von oben die Worte des Nachtwächte
herunter: ‚Hört, Ihr Leut', und laßt Euch sagen!' Ei
unendliche Heiterkeit und ein seltener Übermut wo
über uns alle gekommen."

Mottl und Fricke berichten beide in ähnlicher Weis
von einem fröhlichen Gartenfest zu Ehren der Fra
Materna in Wahnfried, dem ein heiteres Satyrspie
im Hotel „Zur Sonne" folgte. Es wurde ein veritable
„Tingel-Tangel" etabliert, und man sah bei dieser Ge
legenheit Lilli Lehmann mit Fricke ein regelrechte
Pas de deux tanzen, das von Mottl am Klavier un
von Hermann Levi auf der großen Trommel begleite
wurde. Über solche lustige Improvisationen sagt
Wagner: „Wir Künstler sind eine explodierende Bande
ein solcher Abend, ein solches Zusammensein ist fü
andere vollkommen unverständlich und wird falsch be
urteilt. Deshalb bleiben wir auch am liebsten unte
uns." So verschmähte es der Meister nicht bei einem
Künstlerfest in Wahnfried am Schlusse der Proben vor

nen beiden großen Hunden Marke (Marco) und
ange (Brangäne) einen feierlichen „Gänsemarsch"
rch den Garten zu eröffnen, wo alle Teilnehmer,
ch die Kinder, bunte Papierlaternen in der Hand
elten.

Aus seinen Bayreuther Tagen hat auch der Bild-
uer Professor Gustav Adolf Kietz, der Wagner
on in der Dresdner Zeit freundschaftlich nahe ge-
eten war, einiges Heitere berichtet. Er betont be-
nders das Herzige und Lustige des Verkehrs Wagners
it seinen Kindern. „Morgen, lieber Kietz, müssen Sie
u uns zu Tisch kommen; Mittwochs ist große Kinder-
fel, da müssen Sie dabei sein und mich als Patriar-
en sehen." Mit diesen Worten hatte der Meister den
lten Freund gleich nach dessen Ankunft eingeladen.
ietz schreibt: „Natürlich fand ich mich ein; es war ein
eizender Mittag: Wagner und Frau Cosima so herz-
ch und liebenswürdig und der Meister als ‚Patriarch'
n seiner glänzendsten Laune. Mir pochte das Herz
or Freude, ihn mit der kleinen fröhlichen Schar am
isch zu sehen. Er hatte eine reizende innige Art und
Weise mit ihnen umzugehen, wußte sie prächtig an-
uregen und wurde von ihnen verstanden."

Bei der Ausführung der Büste Wagners, zu welchem
Zwecke Kietz nach Bayreuth gekommen war, mußte
er kleine Siegfried (4 Jahre alt) oft mit im Arbeits-
zimmer sein. Wenn der Knabe dann „vergnügt vor sich
hin sang", strahlte des Vaters Gesicht vor Freude.
Als er einst ganz korrekt die Stelle aus dem Kaiser-

marsch „Heil Kaiser Wilhelm" anstimmte, rief Wagner aus: „Ja, mein Fidi, der versteht mich!" — In einem Briefe an Feustel berichtet Wagner aus Verona humoristisch von dem inzwischen 7 Jahre alt Gewordenen mit Freude über des Knaben Tierfreundlichkeit: „Fidi, hat heute dem Kutscher, weil er immer die Pferde hieb, die Peitsche weggenommen."

Das Modellsitzen war für Wagner, den nie Rastenden, immer Tätigen und Beweglichen nicht das rechte Element. War Kietz gerade eifrig bei der Arbeit, und wandte sich dann einmal zu seinem Gegenüber, um eine Form genauer zu verfolgen, so erblickte er wohl zu seinem Entsetzen eine fürchterliche Grimasse mit verdrehten Augen, den Mund mit beiden Fingern weit aufgerissen, oder Wagner hatte den Kopf zurückgeworfen und sang.

Eines Abends traf Kietz bei dem Meister mit Ludwig Nohl zusammen, der wohl für die Wagnersche Kunst eingetreten, aber zu deren wahren Verständnis nicht ganz befähigt war. Mit diesem hatte der Bildhauer nachher noch beisammengesessen und am nächsten Tage dem Meister „die außerordentliche Unterhaltung" mit Nohl gerühmt. Wagner hörte, wie Kietz erzählt, das stillschweigend an, aber in den nächsten Tagen kam die Wirkung davon heraus: „Er behauptete nämlich, um meine Begeisterung für Nohl zu dämpfen, daß ich beim Modellieren nur noch an Nohl dächte, und sagte beim jedesmaligen Eintritt zur Sitzung, wie verwundert den Kopf schüttelnd: ‚Merkwürdig, die Büste wird Nohl

mer ähnlicher — der ganze Nohl!' — obgleich dieser nur nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihm hatte. Endlich, als er es wohl merkte, daß mir die Wiederholung fatal zu werden anfing, sagte er eines Tages: ‚Jetzt hat er den Nohl heraus, jetzt bin ich's wirklich!'

Wagner wünschte auch eine Büste seiner Gattin. Er konnte seinen Aufenthalt in Bayreuth nicht gut verlängern, da ihn in Tübingen und Dresden wichtige Verpflichtungen erwarteten; er schlug daher, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, ein Relief vor, das er wohl in der kurzen Spanne Zeit noch fertig bringen würde. Da kam er aber schön an. Wagner fuhr auf: ‚Mit Ihrem verdammten Relief! Ist denn meine Frau nicht eine Büste wert? An meiner Büste liegt mir nichts, an der Büste meiner Frau alles!" Kietz erzählt nun: „Als ich ihm erklären wollte, was mich zu dem Vorschlag eines Reliefs veranlaßt hätte, trat Frau Cosima herein, und Wagner rief ihr, noch ganz aufgeregt, sofort zu: ‚Kietz macht dich nicht, ich weiß es warum; der macht nur berühmte Leute, wie am Pferdedenkmal, Uhland und mich; du bist nicht berühmt!' Ich kam in die peinlichste Verlegenheit, und Wagner, der mich ganz genau kannte und wußte, daß ich mich auf konventionelle Höflichkeiten und Komplimente nie eingelassen hatte, amüsierte sich königlich über die Schlinge, die er mir über den Hals geworfen hatte und sah mit Behagen zu, wie ich mich aus ihr herausziehen würde."

Kietz hatte, als er dann wirklich an die Modellierung der Büste ging, den Hals noch nicht im Charakter an-

gelegt. Wagner war daher ganz unruhig über de
starren Hals und sagte wiederholt: „Den Hals brin
er aber doch nicht. Als Frau Cosima mit Fräulein vo
Meysenbug später kamen, gefiel ihnen die Bewegun
der Büste sehr. Hierauf erschien Wagner und rief, d
veränderte Arbeit sehend: ‚Jetzt hat er den Schwanen
hals!‘ Dann stieß er, wie Kietz erzählt, staunend
wunderliche Töne aus, daß wir alle laut lachen mußten.

Höchst angenehm berührte es den Meister, wenn
musikalischen Sinn bei seinem Bildhauer entdeckte, d
ja in der Dresdner Zeit viele von Wagner dirigiert
Aufführungen gehört hatte. „Passen Sie auf, Kietz“,
sagte Wagner eines Tages, um ihn aufs Glatteis z
führen, — „können Sie mir sagen, was das ist“. E
summte eine Melodie. Kietz erkannte sie sogleich: „Da
ist aus dem Opus 124, C-Dur von Beethoven, der An
fang des Themas aus dem kleinen Fugensatz.“ „Donner
wetter“, rief Wagner ganz verblüfft, „Kietz, Sie sin
ja recht musikalisch!“ Später legte er bei einer größere
Tischgesellschaft, zu der auch Musiker gehörten, dasselb
Thema vor. Keiner erkannte die Melodie. Man rie
auf Händel, Bach, Mozart. Da lachte er hell auf un
rief: „Kietz steckt Euch alle in den Sack, der sagte sofo
ohne Besinnen: Das ist aus dem Opus 124, C-Dur vo
Beethoven, der Anfang des Themas aus dem kleine
Fugensatz.“

Derselbe Bildhauer berichtet auch eine Anekdote, di
charakteristisch ist für die kleinlichen Schikanen, dene
Wagner seitens der Behörden oft ausgesetzt war. Ma
verschloß während des Baues von Wahnfried plötzlich

d aus dem Garten nach dem schönen Schloßpark
frenden Türen, die Wagner so gern benutzte, um
dekt von seinem Grundstück in den Hofgarten treten
zu können. Da kam zu des Meisters Geburtstage ein
Glückwunschschreiben des Königs mit der Frage, ob
ihm einen Wunsch erfüllen könnte, und ob er sich in
Bayreuth wohl fühle. Wagner antwortete, er fühle sich
durchaus befriedigt von der neuen Heimat, aber ein
kleiner Wunsch sei doch vorhanden, nämlich die Erlaub-
nis zu erhalten, aus seinem Garten eine Tür in den
königlichen Schloßpark brechen zu dürfen, um in den
schattigen Alleen arbeiten und sich erfrischen zu können.
„Andern Tags", erzählt Wagner selbst, „traf der Be-
fehl an die Behörde ein, diesen Eingang zu meiner
Verfügung herstellen zu lassen, und nun — war ich
drinnen und die andern draußen!"

Als dann das Haus Wahnfried vollendet war und der
Meister mit seiner Familie endlich seinen Einzug in
sein Heim gehalten hatte, da entkeimte der freund-
lichen Geselligkeit, die sich in diesen Räumen entfaltete,
manche Blüte echten Künstlerhumors.

Viele Vorkommnisse heiterer Art aus Wahnfried
sind bereits erwähnt. Neben den zwecks ihrer Studien
hier aus und ein gehenden Künstlern, durften sich aber
auch andere Besucher an Wagners Humor erfreuen.
Als dem Meister berichtet wurde, daß die Bestellungen
auf Plätze für die Parsifal-Aufführungen über Er-
warten zahlreich einliefen, bemerkt er zu Hermann
Levi: „Feustel behauptet, daß alle Aufführungen zu-

vor ausverkauft sein werden: nun, dann wollen wir einmal etwas recht Gutes essen." Freiherr von Seydlitz, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, sich in irgendeiner Weise dem deutschen Theater nützlich zu machen, erzählt, wie ihm der Meister ebenso humorvoll als energisch es ausgeredet habe, sich in den „Augiasstall" zu wagen. Er taufte den jungen Bühnenmann „Intendantenlehrling" und lachte selbst fröhlich über solche Wortwitze. — ‚Sauf qui peut!' — mit diesem Rufe stürzte er eines Vormittags aus den finsteren Höhlen der Angermannschen Bierstube ins Freie. „Das ganze Bayreuth ist nur noch eine große Patrontasche," erklärte er in einer Abendgesellschaft, als ihm ein ebenangelangter „Patron" vorgestellt wurde. „Der Seydlitz ist nur so ein Derivativum vom Seidl," rief er einmal, als Seydlitz eine Behauptung des Kapellmeisters Seidl verteidigte.

Auch über das Tragen von Brille und Zwicker entspann sich ein lustiger Disput mit Seydlitz, der einen Zwicker trug. Das wollte Wagner nicht leiden; er stellte dar, was ein Kneiferträger für Gesichter schneiden müsse beim Aufsetzen und Fallenlassen, und lobte dagegen die Brille, die stets auf dem schwarzen Samtbarett des Meisters ruhte, sofern er dieses nicht trug.

„Aber die Brille verlegt man so leicht und sucht dann —"

„Ha, meine Brille finde ich immer sofort, die liegt auf der Kappe."

„Ja, — aber die Kappe? —"

„Na, die seh ich doch von weitem. Nee, nee, Seyd-

li Sie haben bloß einen Fehler, der heißt Zwicker."
Später entdeckte Wagner einen zweiten Fehler an
seinem Besucher. 1882 erschien dieser mit kurzgeschnitte-
nn Haar! Dieser Anblick entriß dem erstaunten
Meister in Gegenwart vieler die heiteren Begrüßungs-
rte: „Seydlitz, sind Sie verrückt?! Sie haben sich
die Haare abschneiden lassen. Nun will ich aber auch
hts mehr von Ihnen wissen!"

Derselbe Gewährsmann spricht in sehr verständiger
Weise über Wagners Eigenart des Alkoholgenusses.
Offenbar bedurfte der Meister manchmal dieser An-
regung: sein ungeheuer fein und zugleich heftig wirken-
des Nervenleben vertrug auch unter Umständen mehr
als das anderer. Ein italienischer Arzt in Venedig
entsetzte sich über das große Bierglas voll Grog, das
Wagners Schlaftrunk bildete. „Ein Romane" —
fährt Seydlitz fort — „hat über derlei kein Urteil, ein
deutscher Magen bleibt in seiner Rezeptionsfähigkeit
dem Südländer ein Rätsel. Doch auch mir passierte
es, daß ich in gelindes Entsetzen geriet, als Wagner
mir einmal anvertraute, wie er sich von der Anstren-
gung des Dirigierens zu erholen pflegte: ‚Wenn ich
mich einem Konzert so ganz und gar fertig und kaput
bin, habe ich nur ein Mittel gefunden, das mir wieder
auf die Beine hilft: einen guten schweren Bur-
under in ein großes Bierglas gegossen und auf einen
Zug runter damit: dann bin ich frisch und wieder her-
gestellt!' — Und er hatte recht; denn was einen anderen,
ihn selbst unter andern Umständen berauscht hätte,

hob in diesem Falle nur die natürliche Rückwirkung de furchtbaren, auf Leben und Tod gehenden Anstrengun gen auf, die tiefe Depression des ganzen Nervensystems der er unterlag. Denn jedesmal war das Dirigieren für ihn ein Einsetzen seiner ganzen geistigen Individualität, ein rücksichtsloses Darangehen an die ganz Aufgabe. Wie er dirigierte, ist wohl noch unvergessen das Orchester war ihm nichts, als ein mächtiges vielstimmiges Instrument, das er so souverän ‚spielte' wie etwa Liszt das Klavier; in jeder Sekunde suggerierte er jedem einzelnen Mitwirkenden die feinsten Regungen und Schattierungen seines tondichterischen Willens. Tausende von Winken, Blicken, Gesten aller Art strahlten da von ihm, dem beweglichen kleinen Mann, aus auf alle: und alle waren unlöslich in diesen Zauberbanne gefesselt bis zum letzten Ton."

So erzählt auch der Meininger Kammermusiker Bernhard von dem Verhältnis Wagners zum Orchester. Es war eine Geburtstagsfeier in Wahnfried; die Meininger Hofkapelle war geladen: der Meister dirigierte. Der damals mitwirkende Bernhard erzählt: „Als wir in der Probe das Scherzo der 8. Symphonie von Beethoven zu schnell angefangen hatten, rief Wagner ‚Halt, halt, halt! Hier wird übersehen, daß da steht Scherzo da Menuett!' Und er sang uns das Menuett aus ‚Don Juan' vor, in dem richtigen Menuett-Tempo. Als das Trio kam, sagte der Meister: ‚Jetzt werden die Herren Cellisten die Frucht schon merken!'"

Denselben Abend war Wagner während des Konzerts in heiterster Stimmung. Ehe das Orchester die

Egmont-Ouvertüre von Beethoven begann, rief er den im Saale anwesenden Offizieren vom Pult aus zu: „Jzt kommt die Egmont-Ouvertüre! Das ist der Egmont, der durch Militärgewalt hingerichtet wurde. — Es ist viel Kriegerisches darin!“

Über die Bedeutung der Zahl 13 in Wagners Leben sind allerlei Betrachtungen angestellt worden. Nach Erzählungen seiner Schwester Cäcilie habe sich Wagner bereits als Knabe mit dem Problem der 13 beschäftigt. Er war der einzige unter seinen Mitschülern, dessen Namensbuchstaben gerade 13 betrugen, was in der Tat der Fall ist. Auch die Quersumme seines Geburtsjahres — 1813 — gibt wieder 13. Am 13. April des Jahres 1845 ward die Instrumentation des „Tannhäuser“ beendet, und am 13. März 1861 erlitt dieses Werk bei der Aufführung in Paris das bekannte berüchtigte Schicksal. Bei einem Diner auf der Altenburg in Weimar anläßlich des Tonkünstlerfestes im Jahre 1861 sagte Wagner, als sich herausstellte, daß 13 geladene Gäste anwesend waren und einer verschwinden wollte: „Keiner soll verschwinden. Laßt mich den dreizehnten sein!“ An diesen Vorgang dachte der Meister noch zwanzig Jahre später. Glasenapp bemerkt zu dieser Äußerung: „Was ihn zu solcher ernstgemeinter Herausforderung an das Schicksal bewog, war keineswegs eine flachen Naturen so geläufige Verachtung sinnvoller alter Bräuche, sondern die auf ihm lastende tiefbegründete Lebensmüdigkeit.“ — Am 13. Februar 1883 erlosch das Leben des Meisters.

Und wie dachte Wagner über Ruhm und äußere Ehren im Leben? Durch mancherlei anekdotische Proben ist bereits erwiesen, mit welch erhabener Heiterkeit er auf die Eitelkeiten der Welt hinabsah. Mit seinem — erst jüngst zum ersten Male veröffentlichten — „Epitaphium", das er in bitterer Stimmung, aber in befreiendem Sarkasmus am 25. März 1864 — also kurz vor der großen und glücklichen Lebenswendung — niederschrieb, sei dies Büchlein geschlossen:

„Hier liegt Wagner, der nichts geworden,
nicht einmal Ritter vom lumpigsten Orden;
nicht einen Hund hinterm Ofen entlockt er,
Universitäten nicht 'mal 'nen Dokter." —

Im gleichen Verlage erschien ein

Wagner-Kalender auf das Jahr 1908

Herausgegeben von der „Musik". Mit etwa 50 Illustrationen, Faksimiles, Karikaturen, Notenbeilagen und einem Kalendarium, zum praktischen Gebrauch bestimmt.

Auf den Beethoven-Kalender für 1907 ist dieser Wagner-Kalender gefolgt, der im literarischen wie im Illustrationsteil höchst Gediegenes, zum Teil mancherlei Unbekanntes mitteilt. Lebhaft begrüßt wurde die Neuerung, bei jedem Tag des Jahres ein Ereignis aus dem Leben des Meisters notiert zu sehen. Die Kalender fehlen auf keinem Schreibtisch eines Musikfreundes, ihr Bürgerrecht haben sie damit erwiesen. Unter den Beiträgen sind zwei vom Meister selbst, die Entwürfe zu den Operndichtungen: „Die Bergwerke zu Falun" (1842) und „Die Meistersinger" (1845); außerdem solche von Arthur Seidl, Hubert Ermisch, Richard Sternfeld, Hans Pfeilschmidt, Kurt Mey und König Ludwig II.

Preis: 1 Mark.

Urteile:

Ein vortreffliches Seitenstück zum Beethoven-Kalender! Man wird durch den wirklich wertvollen Textinhalt auf das freudigste überrascht. „Leipziger Zeitung".

Der Wagner-Kalender wird fortan in keiner Bibliothek eines Musikliebhabers fehlen.
„Neue Freie Presse".

So wird das gediegene, ebenso geschmackvoll ausgestattete, staunenswert billige Büchlein ein wahres Wagner-Vademekum. „Die Wage".

Die äußere Ausstattung ist über jedes Lob erhaben.
„National-Zeitung".

Der reichhaltige Text enthält äußerst wertvolle und interessante Abhandlungen. Die Ausstattung ist reich und gediegen. „Hannoverscher Courier".

Überaus prächtig, reich und interessant, eine Fülle vielseitigster Anregungen. „Wiener Abendpost".

Richard Wagner
Bayreuther Briefe

1871—1883

Herausgegeben von C. Fr. Glasenapp

II. Auflage

Aus des Herausgebers Vorwort:

„Es ist unter sämtlichen vorhandenen Sammlungen von Briefen des Meisters nicht leicht eine wichtigere, geschichtlich bedeutungsvollere denkbar als diese . . ."

Die Musik (Prof. W. Golther):

Die „Bayreuther Briefe" sind die wichtigsten Quellen für die beiden letzten Bände von Glasenapps Biographie.

General-Anzeiger, Essen:

Hier bewundert man wieder die gewaltige Tatkraft, mit der Wagner seine Pläne verfolgte, eine Tatkraft, die, durch tausend Mißhelligkeiten und Schlüsse getrennt, doch das einst für unmöglich Gehaltene zur Tatsache gestaltete.

Berliner Börsen-Courier:

Welch lebendiges Bild des modernen Bayreuth steigt uns bei der Lektüre dieser laut sprechenden Dokumente auf!

Fränkischer Kurier, Nürnberg:

Schon die Zeitspanne 1871—1883 weckt Erinnerungen an den aufregendsten, aber auch kulminierendsten Teil des Wagnerschen Lebens. In der ganzen Anschaulichkeit seiner impulsiven Schreibart erlebt der Leser die Zeiten der Hoffnungen, der Entwürfe, der Erfolge. Das ganze Volk ist stolz auf einen seiner größten Genies, und ihm muß dieser Blick in dessen Geisteswerkstatt dringend empfohlen werden.

Broschiert M. 5.—, vornehm gebunden M. 6.—,
Halbfranzband M. 7.—.

Richard Wagner an Minna Wagner

Die Briefe des Meisters an seine erste Gattin, herausgegeben von Hans von Wolzogen

Das Haus Wahnfried schenkt jetzt der Welt einen Teil seiner Schätze. Auf die „Bayreuther Briefe" folgt nun der Band von Briefen des Meisters, auf den wohl bisher am begehrlichsten gewartet worden ist. Herrschen doch heute noch so verwirrte Ansichten über Wagners erste Ehe, daß die Herausgabe dieser Dokumente der Bedeutung einer Generalkorrektur gleichkommt. Nur etwa ein halbes Dutzend von schriftlichen Äußerungen des Meisters an Minna Planer waren bekannt: hier berichten nicht weniger als 269 Briefe von dem Zusammenleben mit jener Frau, die die bittersten Jahre an der Seite des Genius standhaft durchgemacht hat: die Wanderjahre mit den Stationen Magdeburg, Königsberg, Riga, die Flucht über die Ostsee, die Pariser Nöte, die Dresdener Revolution, das Schweizer Exil, die Züricher Katastrophe und die Irrfahrten des Ruhelosen, bis die vom Dasein so Umhergeworfene kurz nach der großen Wendung im Leben Wagners von ihm scheiden mußte. Der Wert dieser Publikation ist fundamental. Wer den Genius kennen lernen will, wie er sich intim gibt, wie er sich so ganz rückhaltlos ausspricht, wie man eben nur zu seiner Frau spricht, der wird hier eine so unvergleichliche Quelle zur Erkenntnis des Menschen Wagner finden, wie sie des Meisters Briefe an Mathilde Wesendonk doch nur zum Teil zu geben vermochten.

Das Werk erscheint in zwei Bänden zum Preise von M. 8.— geheftet, M. 10.— in Leinenband, M. 12.— in Halbfranzband im Frühjahr 1908.

Wagnerliteratur

Richard Wagner an Eliza Wille.

Fünfzehn Briefe des Meisters an seine Freundin aus der Zeit der „großen Wendung" mit Erläuterungen von Eliza Wille. Nur gebunden M. 3.—

Richard Wagner als Ästhetiker

von Paul Moos. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Wagneriana.

Drei Bände von Arthur Seidl. Band I: Richard Wagner-Credo. Erlebte Ästhetik. Band II: Von Palestrina zu Wagner. Angewandte Ästhetik. Band III: Die Wagner-Nachfolge im Musikdrama. Kritische Ästhetik. Geheftet je M. 5.—, gebunden je M. 6.—. Alle 3 Bände komplett geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Richard Wagner als Dichter.

Eine Monographie von Hans von Wolzogen aus der Sammlung: Die Dichtung (Band XXVII). 4. Tausend mit 10 Abbildungen. Kart. M. 1.50, in Leder M. 2.50. Luxusausgabe M. 10.—.

Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels

(1858—1872) von Edgar Istel. Mit einem Porträt. Geheftet M. 1.—.

Bayreuth.

Eine Monographie von Wolfgang Goltther aus der Sammlung: Das Theater (Band II). 4. Tausend mit 11 Abbildungen. Kart. M. 1.50, in Leder M. 2.50.

Zwanzig Jahre „Bayreuth"

1876/1896 von Erich Kloß. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50.

Evchen Pogner

von Wilhelm Broesel. Geheftet M. 1.50.

Die Musik. Sechs Wagner-Hefte à M. 1.—.

(1)

Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig.

66 42 M R 32

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

APR 2 9 2009		
APR 0 8 2009		
JUL 2 0 2012		

Brigham Young University

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20702 4149

Kloss
Wagner-Anekdoten

ML
410
W19K66

953149
Copy 2

SIBLEY MUSICAL LIBRARY

Eastman School of Music
University of Rochester

Reference Book Rules

1. Books must be used within the library only and must be properly charged out at the Graduate Loan Desk for each use.
2. Restricted material must be returned to the Desk immediately after each use, or before closing time on each day it is borrowed. This includes periodicals, dictionaries, etc., and all music classified in M 1 through M 4.
Non-restricted material may be placed on Cubicle Charge for one month by assigned occupants of cubicles. Otherwise it must be returned before closing time on each day it is borrowed. Any exceptions must be specifically approved by the librarian.
3. Each book which is not returned according to these rules will be subject to a fine of twenty-five cents per day.
4. Each borrower is held responsible for all books drawn on his name. All injuries to books and all losses shall be made good to the satisfaction of the librarian.

WITHDRAWN
SIBLEY LIBRARY